Sage, Legende und Sinnbild werden aus völkischen Quellen genährt und lebendig erhalten. Im Bezirk der geistlichen Macht, von diesen Quellen abgeschnitten, müssen sie sich alsbald verkehren. Aus Sagen und Legenden werden unfruchtbare Wundergeschichten, aus Sinnbildern theologische Allegorien. Die Kunstwissenschaft nahm die Gegenstände als geschichtliche Gegebenheit hin. Sie erwies damit der Kirche große Dienste und unterstützte das geistliche Streben, die ursprünglichen Glaubenskräfte des Volkes zwar zu nutzen, deren Kunde aber auszulöschen. Die ursprünglichen Inbegriffe und Sinnbilder im Volke aber sind ein dauernder Bestand und unabhängig von der Geschichte. In feinsinniger Art schildert Hans Wühr, der ständige Mitarbeiter an der Zeitschrift »Die Kunst im Dritten Reich«, diese Entwicklung. Dem Text sind viele Bilder mitgegeben, die das Buch zu einer Gabe machen, über die sich jeder freuen wird, der aus arteigener Frömmigkeit die mittelalterliche Kunst betrachtet.

VOLKER

Sagenbuch der Deutſchen

Mit 14 Kohlezeichnungen
von Walter Luz

333 Seiten — Leinen RM 4.80

In unſerer Zeit der völkiſchen Erneuerung iſt die Bereitſchaft, in der Sage den mythiſchen Urſtrom zu erfühlen, wieder erwacht. Das Fehlen einer dem heutigen Bedürfnis entſprechenden Sagenausgabe wurde vielfach empfunden. Die Heldenſagen ſind weithin bekannt. Die ſchönſten von ihnen ſind trotzdem in knapper Form wiedererzählt mit der Abſicht, den weſentlichen Sagenkern herauszuſchälen.

Geſchichtliche Sagen ſind nur einige beſonders kennzeichnende aus der kaum überſehbaren Fülle herausgegriffen, um erkennen zu laſſen, wie das Volk das Geheimnis der Geſchichte meiſtert. Das Schwergewicht dieſes Sagenbuchs liegt bei den Volksſagen im engeren Sinn. Das iſt das Neue gegenüber den andern Sagenbüchern. Dieſe Volksſagen zeigen das Volk in Auseinanderſetzung mit der Lebenswirklichkeit. Naturgewalten, über- und unterirdiſche Mächte, Unglück, der Tod beſtürmen den Menſchen. Seltſame Ereigniſſe des täglichen Lebens heiſchen Sinndeutung. Da ſetzt die Sage ein. Noch frei von allen konfeſſionell-religiöſen Bindungen enthüllt uns die Sage, die tragende Weltanſchauung des Volkes, den Untergrund völkiſchen Seins Das Sagenbuch der Deutſchen möchte Wegweiſer zu den ewigen Wurzeln deutſchen Volkstums ſein.

EWIGER SINN IM ZEITGEBUNDENEN SINNBILD

Germaniſches Sagengut

in chriſtlichem Gewand

von

Hans Wühr

Georg Truckenmüller-Verlag

Stuttgart-Berlin

Inhalt

1) Von der Verkehrung alter Sitten 7

2) Allmutter Erde und die hl. Gertrud 15

3) Frau Holle, Jungfrau Maria und die guten Holden 30

4) Die Mutter Gottes mit den vielen Tieren 49

5) Die Nornen und die Heiligen Drei Könige 64

6) Junker Georg, der Frühling und der Lindwurm 82

7) Der deutsche Michel 88

8) Die wilde Jagd und der hl. Hubertus 96

9) Wodan und das Märchen vom hl. Oswald 102

10) Der Unsterblichkeitstrank 107

I

Von der Verkehrung alter Sitten

Der Bildinhalt der christlichen Kunst wird von zwei widerstrebenden Kräften bestimmt: von der geistlichen Macht zum Zwecke der Werbung und von den zeitlosen Glaubenskräften im Volke selbst. Diese Glaubenskräfte sind je nach Art und Rasse an eine bestimmte Überlieferungswelt geknüpft und an letzte arteigene und zeitlose Sinnbilder und Inbegriffe des Daseinserlebnisses gebunden. Sie sind der unterirdische ewige Speicher für die geschichtliche d. h. vergängliche Kultur der Hochschicht und speisen auch im Machtbereich der Kirche deren werbendes Vorstellungsgut mit dem eigenen innerlichen Gehalt. Es ist also möglich, den Bildinhalt der christlichen Kunst nach zwei verschiedenen Richtungen hin zu verfolgen: entwicklungsgeschichtlich, in der Geschichte und Hochschicht, in der Ebene der geistlichen Macht verbleibend; oder nach der Tiefe zu, in der Kunde des Volkes, die sich nicht als ein zeitliches Ereignis der Geschichte darbietet, sondern vielmehr wie ein dauernder Bestand der Natur. Die Kunstwissenschaft, der humanistischen Hochschicht entsprungen und ausschließlich der sogenannten „großen" Kunst zugewandt, hat folglich den christlichen Bildinhalt auch nur geschichtlich und in Hinblick auf geschichtliche Quellen zu ermessen vermocht. Sie hat die Gegenstände der christlichen Kunst, ihre Sinnbilder, Legenden und Heiligen durch die ganze Geschichte der großen Kunst verfolgt, die Wandlungen ihrer Darstellungen geschildert, die geistesgeschichtlichen und stilgeschichtlichen Merkmale beschrieben, die geschichtlichen Quellen aufgedeckt, kurz, sie nahm die Gegenstände als eine zweifellos gegebene geschichtliche Gegebenheit hin. Sie erwies damit dem Geber, nämlich der Kirche, große Dienste und unterstützte das geistliche Streben, die ursprünglichen Glaubenskräfte des Volkes zwar zu nützen, deren Kunde aber auszulöschen. Noch mehr: infolge ihrer formal-ästhetischen Betrachtungsweise und von dieser ausgefüllt, hat die Kunstwissenschaft die Gegenstandsuntersuchung der christ-

lichen Kunst (christliche Ikonographie) zumeist der Kirche als der eigentlichen zuständigen Stelle überlassen. Die meisten, besten und gebräuchlichsten ikonographischen Einzel- und Gesamtuntersuchungen der christlichen Kunst sind von katholischen Gelehrten oder Geistlichen verfaßt und zeigen, wie die geistliche Macht heute genau so wie vor tausend Jahren es zuwege bringt, die Kunde des Volkes von seiner Überlieferung zu bekämpfen, vergessen zu machen oder zu verkehren. Die fruchtbaren Arbeiten Jakob und Wilhelm Grimms, Wilhelm Mannhardts und deren Nachfolger zur Erforschung der deutschen Überlieferungswelt haben im hochgestellten Raum der Kunstwissenschaft kein Echo erweckt und besonders nicht in der christlichen Ikonographie.

Die ursprünglichen Inbegriffe und Sinnbilder im Volke sind ein dauernder Bestand und unabhängig von der Geschichte und deren wechselnden Kulturentfaltungen, Geistesströmungen, Blütezeiten und Vergänglichkeiten. Sie sind wie ein ewig wucherndes unterirdisches Wurzelwerk, das überall in die Hochschicht der Geschichte emportreibt und mit seinen üppigen Trieben die geschichtlichen Mächte geistlicher oder weltlicher Art nährt. Sie erfahren an der Oberfläche einen Bedeutungswandel im Sinne der jeweiligen Macht und verfallen hier den Aufträgen der Zeit. Z. B.: Die zwei Urerfahrungen des reflektierenden Geistes, die des Todes und des Lebens, gehören zum beharrenden Bestand der arischen Gläubigkeit und sind in Mythen, Sagen, Legenden, Märchen, Sitte und Brauch in vielerlei Art und Gestalt sichtbar. Sie erfüllen die Vorstellung von der Doppelnatur der Schöpfung als ein ewiges Werden und Vergehen, als ein ewiges Wirken von Geburt und Grab, und gehen dann ein in zahllose Sinnbilder, mit denen ein Volk und eine Zeit die Welt zu deuten versucht. Tod und Leben sind in ein und derselben Schöpfung beschlossen und entfalten sich aus ihr wie das göttliche Zwillingspaar aus einem Ei. Die Schöpfung ist zugleich Allmutter Erde und Vater Himmel, zugleich Mann und Weib, zeugend und gebärend. Aus ihr entsteht alles Leben und sie nimmt alles Leben wieder zurück, um es erneuert wieder erstehen zu lassen. Gegenseitig sich bedingend, stehen ihre zwei Pole einander gegenüber. Diese Symmetrie im Beginn und im Wirken der Schöpfung beharrt unverkennbar in allen Mythen und Sinnbildern. Wie dem Leben der Tod entspricht, so entsprechen sich Weiß und Schwarz, Licht und Dunkelheit, Gut und Böse, die helle und die dunkle Norne, die Erde hier und das Totenland drüben, die Liebesgöttin und die Todesgöttin, Sommer und Winter, Frau Holle und Perchta, Erzengel Michael und Luzifer, der hl. Georg und der Lindwurm, Himmel und Hölle usw. Auf antiken Grabmälern und Sarkophagen sind oft die Feste des Eros und des Dionysos dargestellt: so sind auch in unseren Mythen und Sagen die beiden entgegengesetzten und doch zusammen gehörigen Vorstellungen erkennbar. Totenfeier und Frühlingsfeier oder Herbstfest fallen stets zusammen. Ebenso Ahnenkult und Fruchtbarkeitsbrauch. Diese Vorstellungen von der Doppelnatur der Schöpfung erfahren in verschiedenen Kulturkreisen und

Zeitläuften verschiedenartige Wandlungen, Vervielfältigungen und Vereinfachungen, ohne aber ihren dauernden, immer wiederkehrenden Ursprung aus dem zeitlosen Sinnbild verkennen zu lassen. Zur Erkennung sind besonders die Volkskunde und die Volkskunst zu Rate zu ziehen, denn in ihnen sind die gleichen Triebe, die in den Bildinhalten der großen Kunst Bedeutungswandlungen im Sinne der Zeitmächte und Zeitläufte erfahren, mehr mit dem gemeinsamen unterirdischen Wurzelwerk des Glaubens verbunden und daher aufschlußreicher über den in der großen Kunst abgeänderten oder vergessenen Bedeutungsgehalt. Auch fremde und sogar artfremde Vorstellungen und Bilder, die in den Bereich der Volkskunst und des Volksglaubens kommen, werden mit dem eigenen Bedeutungsgehalt ausgefüllt. So kann etwa ein Sagenvorwurf der Antike, dessen sinnbildlicher Gehalt in der Hochschicht sowohl der griechischen als auch der deutschen Kunst schon vergessen ward, in der deutschen Volkskunst einen Bedeutungswandel nach dem Ursprung zu erfahren, eine Art innerlicher Wiedergeburt, und dies um so leichter, als ja beide Triebe im Ursprung gleich sind. Die Untersuchung der antiken Bildvorwürfe in der deutschen Renaissance wird in dieser Blickrichtung ereignisreich, besonders wenn man bedenkt, wie tief der deutsche Renaissancekünstler, etwa Dürer oder Cranach, noch im Volkstümlichen verwurzelt ist und wie stark die eigene alte Überlieferungswelt gerade im 15. und 16. Jahrhundert emporschlägt. Aber auch Bildthemen biblischen Herkommens, wie z. B. die Geburt Christi oder die Anbetung der Heiligen Drei Könige, erhalten im nordischen Umkreis, besonders im Volksglauben und in der Volkskunst, von der eigenen ursprünglichen Sinnbildung her einen kennzeichnenden Bedeutungswandel. Die Heiligen Drei Könige z. B. werden als Greis, Mann und Jüngling vorgestellt und erinnern deutlich an die Sinnbilder der Lebensalter, des Werdens und Vergehens, der Schicksalsmächte und Schicksalsschwestern bei der Geburt des Menschen.

Viele uralte Leitmotive, die in Mythen und Sagen immer wieder vorkommen, kennzeichnen auch viele Heiligenlegenden und Vorstellungen, die sich auf Heilige beziehen. Ein weitverbreitetes Motiv ist die Quellerweckung. Im germanischen Mythus ist es Wodans oder Balders Roß, das mit dem Huf eine Quelle aus dem felsigen Boden schlägt. In der Sage wird die Quellerweckung Wodans auf Wittekind und auf Karl den Großen übertragen, dessen Schimmel gleicherweise mit dem Huf eine Quelle aus dem Boden schlägt. Die Hufspur im Felsen kann man vielerorts sehen. Das glückbringende Hufeisen steht im Zusammenhang mit Wodans heiliger Roßtrappe und Quellerweckung. Ein Lieblingswunder fast aller Heiligen ist gleichfalls die Quellerweckung. Sankt Ulrich hat eine Menge Quellen oder Brunnen erweckt, desgleichen Willibold und besonders Sankt Gangolf. In Neidenau in Baden nagelt man Hufeisen kranker Pferde an die Tür der Gangolfskapelle, die neben einer Quelle errichtet ist. St. Oswald, ein rechter Erbe Wodans, — Wodan führt selbst den Beinamen Oswald —, erweckt den Jungbrunnen

am Ifinger bei Meran. Auch der hl. Wolfgang hat eine Quelle aus dem Felsen geschlagen. Als dieser prächtige Heilige eines Sonntags den Morgen verschlief, da trat er, zornig über sich selbst, vor die Tür seines Hauses und stampfte ergrimmt mit dem Fuß auf die Erde, so daß der harte Fels wie weicher Lehm nachgab und die Spur seines Fußtritts abformte; man kann diese Spur noch heute sehen. Auch die Art, wie Wolfgang die Stätte für seine Wohnung bzw. Kapelle aussucht und von ihr Besitz ergreift, kennzeichnet ihn als Erben germanischer Gottheit. Wie Wodan seinen Speer und Donar seinen Hammer, so schleudert Wolfgang sein Beil Besitz ergreifend weit weg „und sprach wider sich selber, wo ich daz peyhel vind, da sol mein wonung sein. also ging er von dem berg genennt der Saurüssel." Dem Hammerwurf folgend gelangt er an einen Fels am See, wo er seine Hütte baut. Als er später nach Regensburg zieht, will sein kleines Kirchlein am See mitgehen. „Es dreht sich umb und umb" und setzt sich in Bewegung. Da hebt der Heilige beschwörend seine Hand und spricht: ich gebeut dir, da zu bleiben! Ich gebeut dir! ist die uralte heidnische Formel, mit der man im Volke auch heute noch einen Geist, einen Unholden oder ein Übel bannt. Die Befehlsform verstärkt die Wirkung des Zaubers. Wie sehr heidnische Vorstellungen in manche Heiligenlegende eingehen, zeigt eine kleine Stelle aus dem Leben des hl. Mangen: „... und der scheyn gieng von dem hymel herab in einer gestalt als ein rad."

Am hartnäckigsten aber erhalten sich die alten Vorstellungen in bezug auf den Totenkult. Opfer für die Toten bleiben im Volksglauben bestehen und gehen, da sie nicht auszurotten sind, in den christlichen Vorstellungskreis über. Im Heiligenleben von 1488 heißt es von den armen Seelen im Fegfeuer: „Es kumpt auch den selen wol zustatten dy in dem fegfewer sind waz man auff erden tut mit almuzen, mit beten mit opffern daz man in auf den altar legt." Treuherzig erzählt der christliche Legendenschreiber von den armen Seelen im Fegefeuer, die nicht zu essen und teure Zeit haben, weil auf Erden keine Freunde für sie beten und auf dem Altare opfern; andere Seelen aber im Fegefeuer prassen vor reichbesetzter Tafel, sie haben Freunde auf Erden, die für sie opfern und Almosen geben. Es kommt sogar vor, daß durch solche Opfer ein Toter wieder lebendig wird. Einem Mann, der verschüttet ward und starb, brachte ein Engel täglich den Wein und das Brot, das die Witwe für den Verstorbenen täglich so reichlich und innig opferte, daß der Tote wieder lebendig wurde. Eine andere Heiligenlegende erzählt von einer geizigen Bäuerin, die als Opfergabe für den heiligen Sebald auf dessen Grab einen Käse hinlegte. Der Heilige aber unten in seinem Grabe, über den Geiz der Frau erzürnt, verschmähte das zu geringe Opfer und verwandelte den kleinen Käse in einen Stein. Wenn also selbst in die christliche Heiligenlegende in so hohem Maße heidnischer Totenkult und Totenopfer eindringt, wie sehr wird das erst im Volksglauben der Fall sein, dessen Überlieferungsgut sich der Umformung durch die Kirche leichter entziehen konnte als eine Heiligenlegende. So zieht in Tirol Frau Percht — die dunkle Frau

Holle und Todesgöttin — mit den ungetauft verstorbenen Kindern über Berg und Tal; die toten Kleinen kosten von den Speisen, die man in den Häusern für sie auf dem Tisch stehen ließ. In Bayern zieht zu Allerseelen die wüste Bercht mit neun Kindern um, und man stellt den Umziehenden die sogenannten Allerseelenkücheln als Speise hin.

Die christlichen Glaubensboten, unduldsam und eifernd, stehen auf germanischem Boden vor der ungeheueren Aufgabe, die Gläubigkeit des Volkes in christliche Bahnen zu lenken und die Kunde von der alten Überlieferung auszulöschen. Gregor der Große hatte zwar geraten, die alten Verehrungsstätten nicht zu zerstören, sondern gerade die Ehrfurcht für diese Stätten auszunützen, zu verkehren, zu verchristlichen, die alten Sitten bestehen zu lassen, ihnen aber einen christlichen Inhalt zu geben. „Weil, so schreibt Gregor im Jahre 603 an den Abt Mellitus, sie zu Ehren der Götter viele Ochsen zu schlachten pflegen, soll auch dies in ein Fest verwandelt werden ... Wenn man ihnen äußerlich einiges Vergnügen zugesteht, werden sie sich an die innerlichen Freuden um so leichter gewöhnen." Noch nach Jahrhunderten ist die Erinnerung an diese Verkehrung alter Bräuche in christliche vorhanden. Man spricht von „Verkehrung". Im Heiligenbuch von 1488 (Nürnberg, bei Koberger) ist in einigen Legenden davon die Rede. Da wird von der Einführung Mariä Lichtmeß erzählt: „Es war ein ander gewohnheit überal in der welt dy het der keyser maxentius auff bracht das man sechs wochen nach dem cristag als nun die liechtmeß sind alle menschen musten wachen und vackeln tragen in den henden. und hetten gar vil kürtzweil. den syten nam der babst auch ab. und bat dy kunigin das sy im hülff das dy gewohnheit verkeret würd in unsers herren lob. und gebot das man dy vackeln verkert in kertzenliecht und unser liebe frawen damit eret als man noch zu liechtmeß thut. wan unser fraw trug kein liecht in den tempel sy trug zwu tauben darein." — Von der Einführung „Allerheiligen" heißt es: „Da begieng man die großen hochzeyt als der tempel geweyhet ward zu Rom lang zeyt in den meyen. Da kam gar vil volcks dar und man vand nicht vil speyß umb dy selben zeyt. Da verwandelt sie der babst geheyßen Gregorius. und legt sie als wir sie nun begeen in der heyligen christenheyt." — Von der Umweihe eines heidnischen Heiligtums in eine christliche Kirche erzählt die Legende: „Da weyhet Columbanus der abgötter tempel zu einer kirchen hernach got zu lob und eren." Die alten Götter freilich sind bös und wehren sich gegen die Mönche, die ihnen das Heiligtum rauben; sie rufen: „warumb lassen wir die munich hie sein sy haben uns vil leydes gethan." Der hl. Gallus hört diese zornige Klage der alten Götter und erzählt es den Brüdern. Da hören es alle, wie die Geister in der Luft hin und her sausten.

Die Glaubensboten können dem Rate Gregors nur zum Teil folgen, denn für sie sind die alten Götter eine harte Wirklichkeit, eine ungeduldete zwar und feindliche, aber doch eine, die man anders bekämpfen und hassen muß, als eine bloße Täu-

schung. Ein Vorgänger Gregors im 5. Jahrhundert ließ das geweihte Wasserbecken im Heiligtum der Juturna, einer alten latinischen Quellennymphe, auf dem römischen Forum in eine öffentliche Latrine umwandeln. Ähnlich bekämpft, sinken auch die germanischen Götter aus einem Bezirk der Anbetung in einen der Verlästerung und des Abscheus, der Zauberei und des Teufelsglaubens. Ihre Heiligtümer werden zerstört oder im Sinne Gregors genützt oder geweiht. Die Bilder und Sinnbilder der alten Götter werden in der Nähe der neuen Kirche, etwa in der Außenwand eingemauert, der allgemeinen Verachtung, Schmähung und Steinwürfen preisgegeben. Bei St. Matthias in Köln stand eine antike Venus; nun hängt man sie auf dem Kirchhof in Ketten auf. Andere Heiligtümer bringt man von draußen aus irgendeinem Hain zu geweihten Stätten, um sie hier sicher zu stellen und ohnmächtig zu machen. Trotzdem geschieht es, daß manche immer wieder ausrücken und an ihre alte heidnische Stelle zurückkehren. Da aber Vorstellungen von solcher Verruchtheit, Verworfenheit und satanischer Entartung, wie sie in der Teufelsgestalt und Teufelsmacht im Christenglauben kund werden, der ursprünglichen germanischen Weltschau fremd sind, weil diese doch mehr auf die großartige, anbetungswürdige Ordnung der Natur als auf deren Erniedrigung gerichtet ist, finden die alten Götter auch oft wieder zurück in den Bereich der Anbetung, freilich im christlichen Gewande und Bedeutungswandel, oft nur geduldet als ein nicht zu vermeidendes Zugeständnis an das gemeine Volk, öfter aber als Heilige von großem Ansehen und großem Nutzen für die Kirche. Infolge der naturgebundenen Gläubigkeit der Germanen waren ihre Vorstellungen von den Göttern an bestimmte Orte der Landschaft oder an bestimmte jahreszeitliche Ereignisse geknüpft. Darum auch wandern die alten Götter und Sinnbilder oft aus dem geweihten Bezirk zurück an ihren ursprünglichen Ort. Dieser Zug kommt in vielen Heiligenlegenden vor. Da kehren der Leichnam oder die Gebeine eines Heiligen, den man in einer fremden Kirche beigesetzt hat, zurück in das Grab auf der Stätte seines Wirkens. Oder man findet ihn neben dem offenen Grab liegen, und die Leute merken, daß er an seiner ursprünglichen Stätte begraben sein will. Die Germanen verehrten ihre Götter gern auf Bergeshöhen, weil sie hier die Wohnsitze mancher Götter wähnten. Dem hl. Wendelin war Christus auf einem Berge erschienen. Als er starb, begruben ihn die Mönche in einem fernen Kloster. Aber am nächsten Tag war das Grab offen und Wendelin lag neben dem Grab. Die Brüder errieten den Willen des Toten, legten ihn auf einen Wagen, der von noch nie eingespannten Ochsen gezogen wurde, und führten ihn viele Meilen auf seinen Berg, um ihn dort zu begraben. Hier finden wir sogar das heilige Rindergespann der Germanen, das den Kühen am Wagen der Nerthus und der hl. Edigna entspricht und das noch die merowingischen Könige für ihre Feiern benützten. Immer handelt es sich um Rinder, die noch nie eingespannt waren. Auch der hl. Sebald ist mit der Stelle seines Wirkens über den Tod hinaus heilig verbunden. Als seine Grabkirche ab-

brannte, wurden seine Gebeine in die Kirche des hl. Ägidius gebracht, bis seine Grabkirche wieder aufgebaut sein würde. Aber der Heilige kann nicht auf fremder Stätte ruhen, seine Gebeine kehren immer wieder zurück an die alte Grabstelle.

So müssen auch die Feste der Heiligen auf Zeitpunkte verlegt werden, die einst vom jahreszeitlichen Glaubensbrauch bestimmt waren und in denen nun die Heiligen, gleichsam an die ihnen von altersher zukommende Zeitstelle versetzt, ihre kennzeichnenden Züge voll entfalten können. Die wichtigste Aufgabe ist nun, die Sinnbilder und Vorstellungen des alten Verehrungsstromes, der nicht entbehrt werden kann, von der Idee des alleinigen christlichen Gottes abzulenken und diese rein zu erhalten. So muß man es dulden, daß die alten Vorstellungen auf die Heiligen übergehen, obwohl diese keineswegs Gestalten göttlicher Verehrung sein sollen, aber es dennoch sind. Immerhin erreicht die Kirche dadurch eine mythische Erhöhung bestimmter Persönlichkeiten, die sich um die Kirche besonders verdient gemacht hatten. Von kirchlicher Seite wird die Ansicht, daß gewisse Heilige christliche Umgestaltungen alter Götter und Gottvorstellungen sind, mit dem Einwand bestritten, daß die Heiligen geschichtliche Persönlichkeiten sind, von denen man oft sogar die besonderen Lebensumstände kennt, und daß die kirchliche Lehre auch in bezug auf die Heiligen nur christliches Gut enthält. Aber es handelt sich gar nicht darum, was die Kirche zu glauben fordert, sondern was im Volke wirklich geglaubt wird, auch wenn dies vom kirchlichen Standpunkt ein irriger Glaube ist. Was und wie geglaubt wird, ist aus der Volkskunde und Volkskunst deutlicher zu sehen als aus den Glaubenssätzen der Kirche. Im Volksglauben und in der Verehrung durch das Volk spielt das Gedenken der tatsächlichen geschichtlichen Persönlichkeit eines Heiligen zumeist eine weit geringere Rolle als die Legende, die mit seinem Namen verknüpft ist. Diese Legende ist aber nicht von irgendwelchen Leuten frei erfunden worden, um der Lust des einfachen Volkes an wunderbaren Geschichten ein Zugeständnis zu machen, sondern sie ist namenlose Schöpfung des Volkes selbst und den gleichen Gesetzen des Herkommens, der Wandlung und der Übertragung unterworfen wie Sage, Märchen und profane Legende. Uraltes Sagengut wandert in stetiger mündlicher Überlieferung durch Jahrhunderte und Jahrtausende; es wechselt seine Namen, verwandelt seine Gewänder, verändert seine Sinndeutungen und borgt oft seine eigene Unvergänglichkeit dem Ruhm eines außerordentlichen Namens. Viele alte Mythen sind im Volksglauben später umgedeutet und auf geschichtliche Persönlichkeiten bezogen worden, wie z. B. in der Kyffhäusersage auf Karl den Großen, auf Barbarossa, Kaiser Friedrich II. usw. Wir folgen einer inneren und natürlichen Mahnung, wenn wir bei der Betrachtung von einheimischen Kunstwerken, die das Ereignis im Leben und die Gestalt eines Heiligen darstellen, uns die Erfahrungen der deutschen Mythenforschung und Volkskunde ins Gedächnis rufen und solcherart die stetige Überliefe-

rung unſerer eigenen Vergangenheit auch dort wahrnehmen, wo ſie durch die chriſtliche Zeitwende am meiſten verworfen ſchien. Im innerlichen Wirken des Volksglaubens, wie der ariſchen Gläubigkeit überhaupt, gibt es keine Lehre, keine Glaubensſätze und Artikel irgendeiner Lehre, ſondern nur eine Überlieferung, die in allen Glaubensvorſtellungen und Sinnbildern des Glaubens emporſchlägt. Chriſtliche Heiligengeſtalten, deren Legenden und die mit ihnen verknüpften Brauchtümer zeigen oft eine erſtaunliche Fülle alter Überlieferung, die zu verleugnen törichter wäre, als die um die Kirche verdienten Perſönlichkeiten für heidniſche Götter zu halten.

2

Allmutter Erde und die hl. Gertrud

Kein Gedanke hat in Sinnbildern und Mythen so reich und vielfach Ausdruck gefunden wie der vom ewigen Werden und Vergehen der Schöpfung und ihrer Geschöpfe. Der Tod, dieses dunkelste Geheimnis des Lebens, hat den denkenden Geist mächtig angerührt und mit den Melodien des überirdischen Sphärensangs vertraut gemacht. Die gewöhnlichsten Leute stellen bei einem Begräbnis plötzlich Betrachtungen über Leben und Tod an und besprechen in Gemeinplätzen die Fragwürdigkeit des Lebens angesichts des Todes und bezeugen solcherweise, daß der Tod der Ausgangspunkt aller Religion und aller Metaphysik ist. Alles ist ein Werden und Vergehen, ein ewiger Wechsel zwischen Leben und Sterben, und alles leidet den Tod um des Lebens willen. Goethe bekennt von der Natur: „Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben." Zum Bilde des Lebens gehört das des Todes wie ein Zwillingsbruder, der Sinn des einen enthält spiegelverkehrt den Sinn des anderen. Diese Vorstellung von der Doppelnatur der Schöpfung gibt sich kund in allen Sinnbildern, Kulten und Mythen als zwei Gegensätzlichkeiten, die sich gegenseitig bedingen und in zeugender Vereinigung den Schöpfungsbeginn vollziehen. Dem göttlichen Zwillingspaar, das aus einem Ei geworden ist, gleichen auch die anderen Zwillinge: Licht und Finsternis, Weiß und Schwarz, Oben und Unten, Himmel und Erde, Sonne und Erde, Meer und Erde, Mann und Weib, Vater und Mutter, Zeugen und Gebären, Sommer und Winter, Ich und Du, Subjekt und Objekt, Leben und Tod, Kraft und Stoff. „Von daher ist die Liebe der Menschen zueinander angeboren, um die ursprüngliche Natur wieder herzustellen, aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heiligen." (Plato) Dieser Riß im Sein erst macht das Werden der Schöpfung und der Geschöpfe möglich, und um ihn gruppieren sich wie um das Geheimnis von Geburt und Grab die Mythen und Sinnbilder aller Völker und aller Zeiten. Je nach der Anlage und der metaphy-

ſiſchen oder ſinnlichen Begabung einer Raſſe tritt bald die weibliche gebärende Macht mehr in den Vordergrund, bald die männliche zeugende Kraft. Die weibliche gebärende Macht iſt ſtets die Urmutter Erde, eine Gottheit, deren Weſen und Sinnbilder bei allen Völkern faſt gleich ſind. Ob Iſis, Demeter, Kybele, Murcia, Nerthus, Nehalennia, ob ägyptiſch oder etruskiſch, ob römiſch, griechiſch, keltiſch oder germaniſch . . . ihre Bilder ähneln einander ſo ſehr, daß man auch in dieſer Ähnlichkeit und in dem Widerſtreben, die Bilder zu entwickeln, abzuwandeln und unterſchiedlich zu machen, das Geheimnis des mütterlichen Beharrens und Behütens zu ſchauen meint. Die zeugende, lebenserweckende und befruchtende männliche Gottheit aber wird auf einer niederen Stufe als Waſſer und Meer vorgeſtellt, auf einer höheren Stufe als Sonne, als Himmel, als Licht, als Geiſt, als heiliger Geiſt ... oder mit anderen Worten: als neptuniſche, ſolariſche und uraniſche Gottheit. Der bei manchen Völkern überragende Kult der Urmutter Erde kommt aus den tiefſten, dunkelſten und ſinnlichſten Schichten der Seele, wo Verzückung, Ausſchweifung, Auflöſung das höchſte religiöſe Ereignis ſind. Bei den Indogermanen überwiegt im allgemeinen die Verehrung der männlichen zeugenden Gottheit; die zuweilen vorherrſchende Rolle der Erdmutter im Kult und in den Mythen mancher indogermaniſcher Völker iſt der unterirdiſche Anteil einer vorindogermaniſchen Bevölkerung und niederen Raſſe. Durch die lichte Sittlichkeit der Vaterreligion Roms und von ihr ehern abgewehrt, dringen immer wieder von unten her die dunklen ekſtatiſchen Ströme einer alten vorrömiſchen Mutterverehrung durch. Im germaniſchen Mythus ſind die Wanen als vorgermaniſche Gottheiten erkennbar und ſtehen den Aſen gegenüber. Die Wanen ſind elbiſche Geiſter, Unterirdiſche, Meerunholde, Zwerge und Rieſen. Der nordiſche Njördh, ein Gott des Reichtums, der Fruchtbarkeit, der Schiffahrt und des Fiſchfangs, iſt ein Wane. Seine Natur iſt neptuniſch, ſein Altar unterirdiſch, ſeine Wohnung im Schoß der Erde. Der Gott des allbefruchtenden Waſſers, des Nebels und der Feuchtigkeit iſt die niedrigſte Form der zeugenden Gottheit. Njördhs Verſchiebung ins weibliche Weſen iſt Nerthus, die Mutter, auch dem Namen nach mit Njördh verwandt. Ihr Heiligtum liegt auf einer Inſel im Nordmeer, ein heiliger Hain fern in Gewäſſern und Nebeln, inmitten der zeugenden Kraft. Von dieſer Inſel im zeugenden Meer kommt die Göttin alljährlich auf rinderbeſpanntem Wagen und bringt ihren Völkern Frühling, Segen und Fruchtbarkeit. Wo ſie verweilt iſt Friede und Wohlſtand. Die ſegnende und geſegnete Göttin iſt verhüllt wie das Geheimnis des Todes. Schatten des Todes umſchauern ſeltſam und fremd die Stunde der Zeugung. Die Sklaven, die den Wagen auf die unheimliche Inſel zurückgebracht haben, werden getötet, denn ſie haben das Heiligtum geſchaut. Nur nach dem Tode vermag der Sterbliche Gott von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen; ſchaut er aber ſchon als Lebender den Gott, ſo muß er wohl den Tod raſch nachholen.

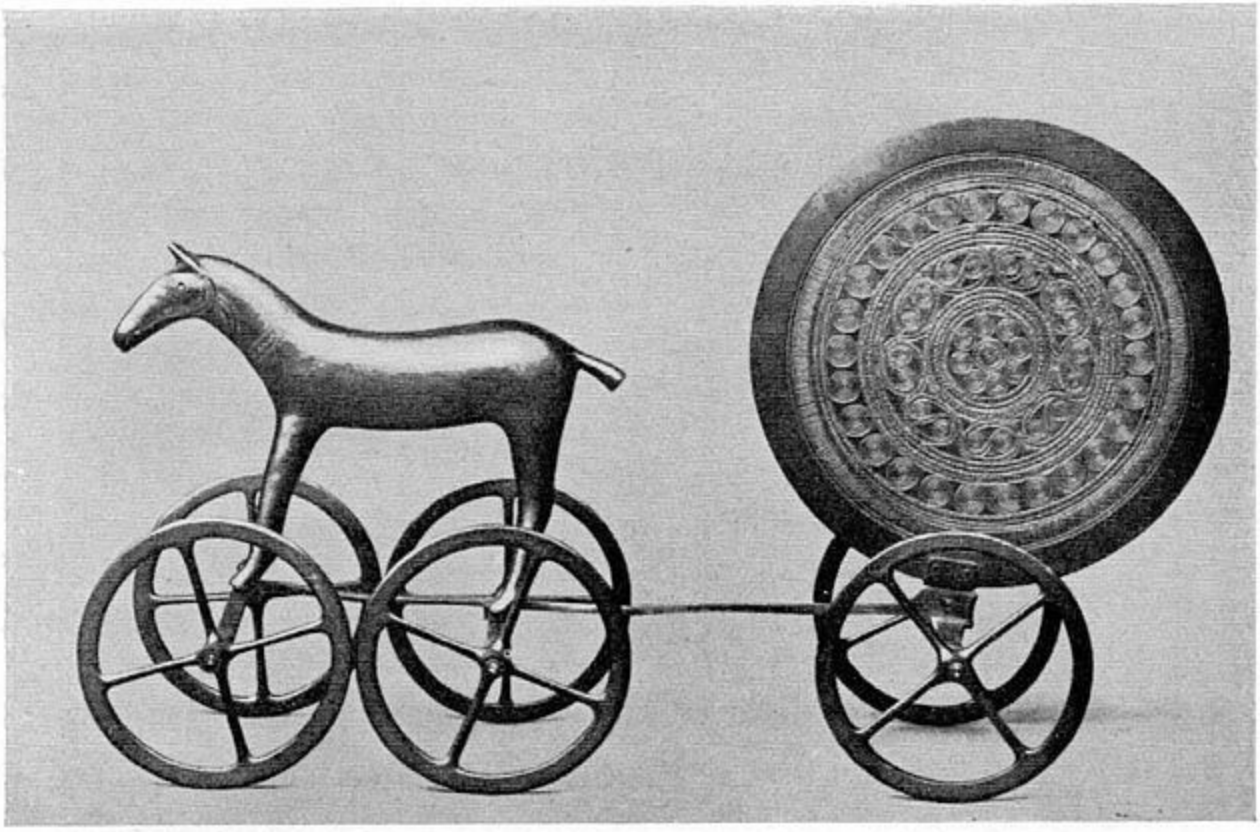

Abb. 1: Der Sonnenwagen von Trundholm

Frey, der Sohn Njördhs, ist Wane und Ase zugleich und Gott des Himmels. Auch er ist eine Gottheit der Zeugung und der Fruchtbarkeit, aber die zeugende Kraft ist die Sonne, der Himmel, von dem befruchtend Wärme und Regen in den Schoß der Erde fallen. Freys Diener sind Gottheiten des Feldbaues. Wo Frey weilt, da ist Freys Friede, Frodefriede, Wohlstand, gutes Wetter, gute Ernte. Wie der römische Mars Gravina, ein Gott der Erdfruchtbarkeit, segnet er die Mutter Erde, die in seiner Umarmung fruchtbare Fülle empfängt. Er fährt auf einem Rossegespann über den Himmel. Von den Völkern, die ganz im Norden wohnen, am Ende der Welt, sagt Tacitus, daß man bei ihnen das Klirren der aufsteigenden Sonne hören und ihr Rossegespann und ihr Strahlenhaupt erkennen könne.

Das Vorstellungsgut, das der Verehrung des Sonnengottes und des Vaters Himmel zugrunde liegt, reicht weit in die Bronzezeit zurück. Der sechsrädrige Sonnenwagen von Trundholm, der von einem Pferd gezogen wird, führt die Sonnenscheibe. (Abb. 1.) Der kleine Bronzewagen ist wahrscheinlich die Nachbildung eines wirklichen Kultwagens. Beim ersten Anzeichen des kommenden Frühlings fuhr man das Bild der Sonne über die Felder, damit sie mit ihren Strahlen überall

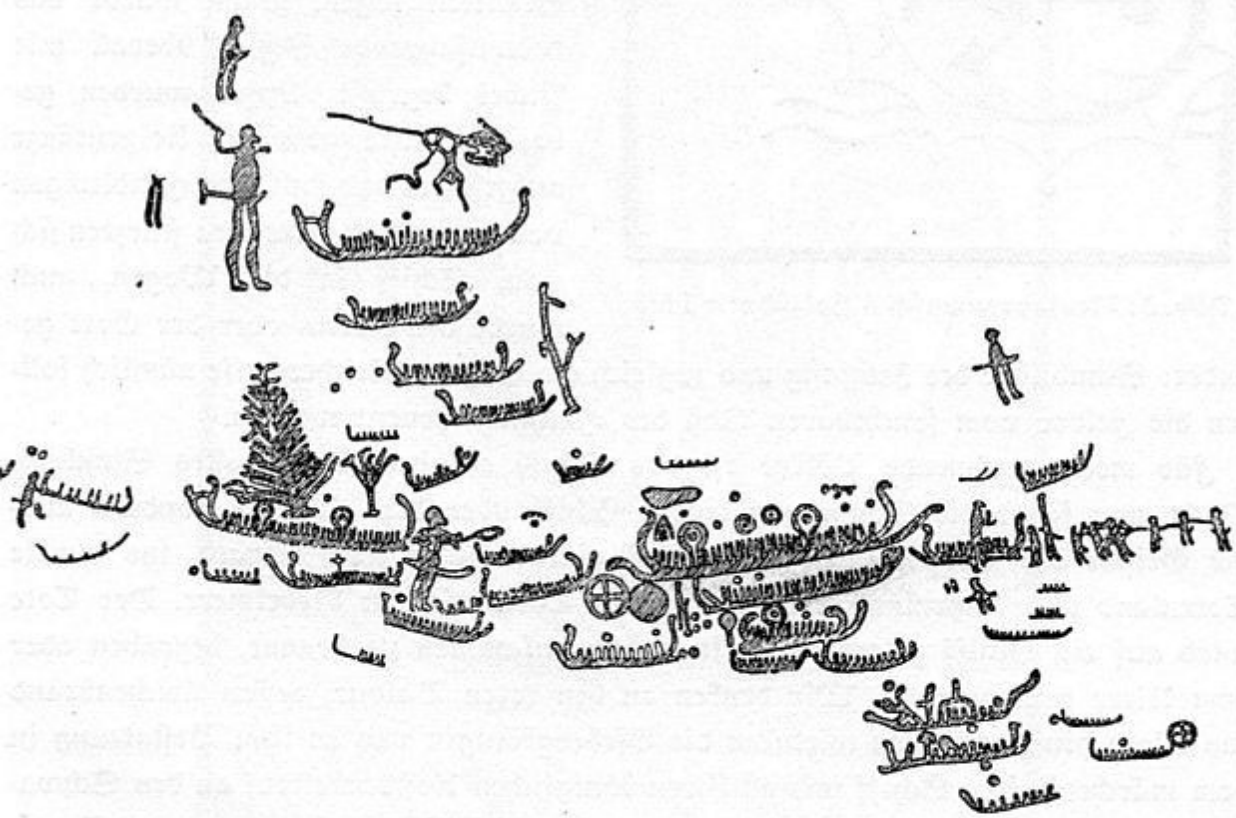

Abb. 2: Felszeichnung von Lökeberg

hindringen und die Erde überall befruchten könne. Auch skandinavische Felszeichnungen erzählen, wie Rosse den Sonnenwagen mit der Sonne ziehen. In anderen Felszeichnungen aber schwimmt die Sonne auf einem Schiff über den Himmel.

Abb. 3: Neujahrswunsch / Holzschnitt 1460

Das Bild der Sonne wird in einem Schiff über die vom Eise befreiten Gewässer geführt, ein Zeichen, daß mit der wiederkehrenden Sonne auch die Schiffahrt, ihr Reichtum und ihre Fülle wiederkehren. Auf den Felszeichnungen von Lökeberg sieht man auf einigen Schiffen runde Scheiben, Abbilder der Sonne; auf einem Schiffe aber steht der Maibaum. Einigemale ist der Zeugungsgott wiedergegeben und allerlei Reigentänze. Es ist ein richtiges Frühlings- und Fruchtbarkeitsfest. (Abb. 2.)

Um das Schiff mit dem Gott oder der Göttin auf die Felder zu führen, mußte man es auf einen Wagen oder Schlitten setzen. Dann wurde das herumfahrende Schiff überall mit Jubel begrüßt, Opfer wurden gebracht, Feste gefeiert, Reigentänze aufgeführt und kultische Handlungen vollzogen. Die Feiernden stürzten sich vom Schiff in die Wogen, auch wurde die Göttin oder der Gott gebadet: Sinnbilder der Zeugung und zugleich ein Segen. Gleicherweise nämlich sollten die Felder vom fruchtbaren Naß des Himmels benetzt werden.

Für meeranwohnende Völker ist das Schiff ein bedeutungsvolles Sinnbild. Nicht nur fährt die Sonne auf einem Schiff über den Himmel, sondern auch die Geister der Verstorbenen fahren auf einem Schiff nach Utgard, ins dunkle Totenland und Außenland, nach der fernen Toteninsel im Nebelmeer. Der Tote wird auf ein Schiff gelegt und mit diesem zusammen verbrannt, begraben oder dem Meer preisgegeben. Wir denken an den toten Baldur, dessen Leichenbrand ins Meer hinausgestoßen wird; an die Osebergkönigin und an ihre Bestattung in dem märchenhaften Schiff mit all ihren königlichen Kostbarkeiten; an den Schwanenritter, dessen Schiff seine Heimat verrät und besagt, daß er aus dem Totenland kommt und wieder dahin zurückfährt; daher ist die Frage nach seiner Heimat verboten, denn Sterbliche dürfen die verhüllte Göttin, das geheimnisvolle Land nicht schauen, nicht wissen noch erfragen. Oft überläßt man den Toten in einem Schiff den Wellen und Winden, das Totenschiff findet sein Ziel gewiß. In einigen

Legenden von Heiligen klingt diese heidnische Vorstellung von dem Totenschiffe und seiner steuerlosen Fahrt nach. Der Heilige des Weinbaues, St. Matern, wurde, als er zum zweitenmal starb, auf ein steuerloses Schiff gelegt, das rheinauf bis Rodenkirchen trieb, wo er bestattet wurde. Ähnlich erging es der Leiche des Bayernapostels St. Emmeran, die von einem Totenschifflein steuerlos aus der Isar in die Donau und von da donauauf bis Regensburg trieb. Auf alten heidnischen Grabstätten sind die Steine zuweilen in der Form eines Schiffes gesetzt. Die Lappen opfern den armen Seelen des wilden Heeres, indem sie von allen Speisen etwas in ein kleines Schiff aus Birkenrinde legen und dieses vor ihrem Zelt aufhängen. Das Schiff findet den Weg zu den Toten. Dasselbe Schiff also,

Abb. 4: Neujahrswunsch / Holzschnitt um 1455

das die gesegnete Göttin und ihre Fruchtbarkeit bringt, fährt auch die Toten weg. So kommt alles Leben aus dem Schoß der Erde und kehrt wieder dahin zurück. So zwillinghaft verbunden sind Geburt und Grab. Und wie alles, was mit dem Jenseits oder dem Totenland in Verbindung steht, zugleich von Schicksalsbedeutung und Prophezeiung trächtig ist, so zeigt auch das Schiff das Schicksal und die Zukunft an. Allzuoft nämlich formt der Schiffsschnabel das Bild der Fortuna nach oder einer anderen glückbringenden Göttin, die in konträren Winden und Wogen das glückhafte Schiff führt. Die zwei schönen Holzschnitte des 15. Jahrhunderts, die wir hier wiedergeben, stellen ein Lebensschiff dar mit dem Wunsche einer glücklichen Fahrt. Es sind Glückwünsche zum Neuen Jahr. Der erstere, um 1460 am Oberrhein entstanden, zeigt ein Schiff mit einem gekrönten Schwan als Vordersteven. (Abb. 3.) Das Schiff des Schwanenritters, das von einem Schwan gezogen wird, ist hier ein Schwanenschiff und rührt uns an wie eine alte schöne Sage. Der zweite Holzschnitt (Abb. 4) stellt wieder ein Lebensschiff dar, auf dem eine Frau eine Blumenkrone hält. Es ist die christliche Caritas. Wir erinnern uns an die hochzeitliche Fahrt der Nerthus im Schiffswagen. Am Vorderteil steht das Christkind, gegenüber ein tubablasender Engel. Wenn man im Mittelalter beim Abschied aus einem Becher in Schiffsgestalt Gertruds Minne trank und damit dem Reisenden eine glückhafte Fahrt und eine gute Herberge wünschte, so mag dieser Brauch in einem träumerischen Doppelsinn auch die ferne undeutliche Vorstellung vom Totenschiff enthalten, das zur letzten großen Reise ins Jenseits führt. Gertrud beherbergt ja die Verstorbenen die erste Nacht bei sich.

Andere Felsbilder zeigen Frühlingsfeste, bei denen die Fluren mit einem Pflug begangen werden. Über viele Jahrtausende hinweg also finden wir Vorstellungen und Feiern, die uns heute noch innig vertraut sind, wie z. B. die Einbringung des Maibaums. Die erste schriftliche Urkunde über die große Fruchtbarkeitsfeier und Flurbegehung unserer Vorfahren hat uns Tacitus überliefert. Es ist nützlich, sie in vollem Wortlaut hier anzuführen:

> „Es folgen Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithoner, die alle zwischen Wäldern und Flüssen wohnen. Zu den einzelnen ist sonst nichts zu sagen; gemeinsam verehren sie Nerthus, das ist die Mutter Erde; diese, so glauben sie, mische sich in das Treiben der Menschen und komme von Volk zu Volk gefahren. Es ruht auf einer Insel im Nordmeer ein heiliger Hain; darin steht ein geweihter Wagen, mit einer Hülle bedeckt, und nur der Priester darf ihn berühren. Er merkt die Göttin im Heiligtum und geleitet ehrfürchtig ihren mit Kühen bespannten Wagen. Dann sind die Tage froh und festlich die Stätten, wo die Göttin einzuziehen und gastlich zu verweilen geruht. Niemand geht in den Krieg, niemand greift zu den Waffen; verschlossen ist jegliches Eisen: es ist die einzige Zeit,

da sie Ruhe und Frieden kennen, die einzige, da sie ihn lieben. Bis der Priester dann die Göttin, die nun genug bei den Menschen war, in ihr Heiligtum zurückführt. Dann wird der Wagen, seine Umhüllung und — wenn man es glauben darf — die Göttin selbst in einem unzugänglichen See gebadet. Sklaven helfen beim Dienst, die bald der gleiche See verschlingt. Daher das geheime Grauen und das heilige Dunkel um etwas, was nur Totgeweihte schauen."

Wir erkennen in dieser glücklichen Schilderung ein Nationalfest einiger germanischer Völker. Wie bei den griechischen Nationalspielen, die an berühmte Tote anknüpfen und zugleich bedeutungsvolle Totenfeiern sind, enthalten gewiß auch diese Feste beim Umzug der Göttin Ahnenkult und Totenfeier. Denn es ist nicht möglich, den Überschwang des Lebens zu spüren und Feste des Lebens zu feiern, ohne der Toten zu gedenken. Die Erdmutter trägt ja das zwiefache Antlitz des Lebens: das der gesegneten Mutter und das der Todesgöttin.

An anderer Stelle erzählt Tacitus:

„Ein Teil der Sueben dient auch der Isis. Anlaß und Ursprung dieser fremden Anbetung kann ich nicht recht erklären; nur zeigt gerade das Sinnbild, einem Liburner Schiff gleichend, daß sie über die See eingedrungen ist."

Tacitus denkt dabei an die Umfahrt der großen Mutter in Rom am 27. März, dem dies lavationis, auf rinderbespanntem Wagen und ihr Bad im Tiber. Mit Nerthus verwandt ist die deutsche Isis, die Nehalennia, wahrscheinlich keltischen Ursprungs, die weithin am Rhein und im Norden verehrt ward. Wir kennen sie aus einer Reihe von Darstellungen als Göttin der Schiffahrt und der Fülle. In einem Relief eines Gedenksteines, der in Deutz gefunden wurde, setzt die Göttin ihren Fuß auf einen Schiffsbug und hält einen Fruchtkorb. Ein ähnlicher Stein mit ihrem Bilde fand sich auf der Insel Walcheren, auf jener Insel also, wo der hl. Willibrord in ein heidnisches Heiligtum eindrang und es zerstörte, gewiß ein Heiligtum der Nehalennia. Wir bemerken auch hier nur nebenbei, daß gerade der Gedenkstein das Bild der Erdmutter und Fruchtbarkeitsgöttin trägt. Es ist naheliegend, hier an die Grabmäler der Antike zu denken, an späthellenistische und römische Sarkophage mit ihren Darstellungen des Dionysos, der bacchischen Feste und der Zirkusspiele, die ja das ewige Werden und Vergehen der Schöpfung im Wettlauf versinnbildlichen. Ein Hauptsitz der Verehrung der Nehalennia war das namensverwandte Nivelles, in dem die hl. Gertrud wirkte und das ihr den Beinamen gab. Der Name Nehalennia aber bedeutet: die Schiffe Beschützende.

Der Priester, der Nerthus auf ihrem Umzug begleitet, vertritt den Vater Himmel und vollzieht mit der Göttin die heilige Ehe. Ähnlich geschieht im Norden der Umzug des Himmelsgottes Frey und seine Vermählung mit der ihn begleitenden

Prieſterin, die die jungfräuliche Erde bedeutet und in der Umarmung des Gottes zur geſegneten Mutter Erde wird.

Tacitus ſagt: der Prieſter merkt die Göttin im Heiligtum, das heißt er merkt das Nahen der Gottheit an irgendwelchen Anzeichen, an einer erſten Blume, an einem Weidenkätzchen, einer grünen Baumknoſpe oder an ſonſt irgendeinem Merkmal des nahenden Frühlings. Vielleicht iſt es der ſchöne Seidelbaſt, der dabei eine beſondere Rolle ſpielt. Sein erſtes farbiges Blühen in einer noch ſchlafenden Natur iſt ein ſchönes Zeichen zu Umfahrt und Frühling. Der Name Seidelbaſt enthält den Namen des Himmelsvaters Ziu, jener Gottheit, in deren Umarmung die Erde im Frühling liegt.

Zu jeder Feier gehört das Bad der Gottheit, des Schiffes, des Wagens, des Pfluges, der Sklaven, der Mitfahrer, der Jungfrauen und ſo weiter. Das heißt, daß die Erde vom fruchtbaren Tau des Himmels benetzt wird und ſolcher Art Früchte tragen wird. Das Bild der Göttin und des Schiffes im ſegenſpendenden Umzug bleibt noch lange in der Erinnerung des Landvolkes, auch wenn Namen und Worte ſich verändert haben. So wird am Niederrhein nach langer Dürre eine Regenwolke als Muttergottesſchiff begrüßt.

Das uralte heidniſche Brauchtum vom Umzug der geſegneten Gottheit, das wir ſchon in den Felszeichnungen des Nordens und in der Bronzezeit wahrnehmen können, überdauert vielerort die chriſtliche Frühzeit Deutſchlands und erregt bis in das ſpäteſte Mittelalter den eifernden Widerſpruch der Geiſtlichkeit. Als luſtigen Karnevalsumzug mit Karnevalsſchiff und Masken und als Pflugumgang und Flurbegehung reicht er bis in die Gegenwart hinein. Immer wieder verbieten ſchon die Kapitulare Karls des Großen die Verehrung der Göttin. Die Feiern im Februar zum Empfang des Frühlings und der Erdmutter werden das „Schmutzfeſt“ und die „ſchmutzigen“ Tage genannt. Die Chroniſten ſchildern die Umzüge mit frommem Entſetzen über die heidniſche Ausgelaſſenheit und über die Kulthandlungen, die offenbar Fruchtbarkeitsſinnbilder darſtellten. Oft, wo es unausrottbar ſcheint, verſucht die Geiſtlichkeit ſich in das Brauchtum einzuſchalten und es in chriſtliche Bahnen zu lenken. Ein Flurſegen aus England, um das Jahr 1000 aufgeſchrieben, aber weit in älteſte Zeiten zurückführend, enthält die Bitte an die Mutter Erde um Fruchtbarkeit:

„Die Erde bitt ich und den Oberhimmel; —
Erke, Erke, Erke, der Erde Mutter! —
Es gönne dir (der Allwaltende)
Aecker wachſend und aufſprießend,
Voll ſchwellend und kräftig treibend ....
Und der breiten Gerſte Früchte
Und des weißen Weizens Früchte

Und alle Erdenfrüchte! —
Gesegnet seist du, Erde, der Menschen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Erfüllt von Frucht, den Menschen zum Nutzen."

Gregor von Tours beschreibt einen Umzug in der Gegend von Autun: „In dieser Stadt soll ein Heiligtum der Berecynthia gewesen sein, die nach traurigem Heidenbrauch im Wagen zum Gedeihen der Felder und Weinberge mit Rindern herumzog." Ein bemerkenswerter Bericht aus dem Jahre 1133 erzählt, daß ein Bauer aus Inden bei Aachen im nahen Wald ein Schiff zimmern ließ, das auf Rädern lief. Ein paar Leute zogen es an Stricken nach Mastrich, wo man Mastbaum und Segel einsetzte. Dann zog man weiter im Lande umher, nach Thungern, Looz und so weiter, überall unter großem Zulauf und Begleitung des Volkes. Wo es anhielt, war Freude, Jubel und Reigentanz. Besonders ausgelassen waren dabei die Frauen. Die Ankunft des Schiffes sagte man in den Städten an, die öffneten ihre Tore und holten es feierlich ein. Die Weber wurden gezwungen, das Schiff zu ziehen, dafür durften sie vom übrigen Volk Gaben erheben. Der Zorn der Geistlichkeit bewog endlich den Grafen von Löwen, den Umzug mit Gewalt zu verbieten. — Wir erraten die Göttin, der dieser Umzug galt. Es ist Nehalennia oder Nerthus. Das Umfahren der Götterbilder ist uns auch von den Goten des 5. Jahrhunderts bezeugt. Nach einem Ulmer Ratsprotokoll wird im Jahre 1530 verboten, sich in der Adventszeit zu vermummen und Pflug und Schiff herumzuführen. Es ist in Ulm sichtlich alte suebische Überlieferung aus der Zeit an den nördlichen Meeren. In Binnendeutschland finden wir sonst statt des Schiffes einen Wagen oder einen Pflug, der herumgeführt wird. Sebastian Frank erzählt in seinem Weltbuch von 1534: „An dem Rhein, Frankenland und etlichen anderen orten samlen die jungen gesellen all dantzjunckfrauwen und setzen sy in ein pflug und ziehen yhren spilman, der auf dem pflug sitzt und pfeift, in das wasser; an anderen orten ziehen sy ein feurinen pflug mit einem meisterlichen darauff gemachten feur angezündet, bis er zu trümmer felt". 1553 berichtet ein Chronist:

„Am Aschermittwoch rissen die Burschen die Mägde aus den Häusern und spannten sie vor einen Pflug, einer trieb und lenkte sie mit der Peitsche. In der Mitte des Pfluges saß ein Spielmann, sang und spielte. Ein Sämann folgte, der hinterher Sand oder Asche mit lächerlichen Gebärden ausstreute. So zog man von Markt zu Markt, von Straße zu Straße, endlich führte der Lenker die Mägde und den Pflug in einen Bach und rief sie, naßgeworden, zu Mahl und Tänzen."

Auch Hans Sachs erzählt, er habe in Regensburg sechs schöne Hausmaiden einen Pflug einherziehen sehen, ein Bursche trieb sie mit der Peitsche an. Hausmaide sind Mädchen, die bis Fastnacht noch unverheiratet sind. Sie stellen im Umzug die

noch jungfräuliche Erde dar, die erst in der Umarmung des Himmels fruchtbar wird. In England ziehen als Mädchen verkleidete Burschen den Pflug, begleitet von einem alten Weib, einem verkleideten Burschen, Old Bessy, Alte Liese genannt. Es ist unsere Frau Holle, die zur Hexe geworden ist und eine Liebes- und Todesgöttin war. Wie eng Fruchtbarkeitsmythus und Totenkult zusammenhängen, beweisen die Pflugumzüge in Zeiten der Pest oder anderer Seuchen, die Mensch oder Vieh bedrohen. Man zieht mit dem Pflug eine Bannfurche um die Gemeinde, so daß die Totengeister und Unholden nicht herein können. Auch ist es bis ins 19. Jahrhundert mancherorts in Deutschland Sitte gewesen, einen Verstorbenen vor seinem Begräbnis mit einem weißen Tuch verhüllt über die Äcker zu tragen. Wir erinnern uns an die mit Tüchern verhüllte Göttin, deren Anblick den Tod bringt. Es ist der Tod selbst, der Zwillingsbruder des Lebens, der mit dem Verstorbenen herumgetragen wird, gewissermaßen ein Kunstgriff, viel Leben zu haben. In den Tod, in den dunklen Schoß der Mutter Erde sinkt alles Leben nieder und steigt aus ihm verjüngt wieder empor. Von hier aus wird uns das Märchen von der alten Weibermühle und vom Jungbrunnen verständlich. Alte verhutzelte Männlein und Weiblein steigen auf der einen Seite in den Jungbrunnen hinein und kehren auf der anderen Seite jung und liebeshungrig wieder empor. Der Jungbrunnen ist eigentlich der Brunnen der Urd, der Todesnorne und Todesgöttin, und zugleich der Brunnen der Frau Holle, aus dem die alte Liebesgöttin die Kinder emporhebt. Dem Jungbrunnen gleicht die Altweibermühle. Die alten Mütterchen werden wie Korn in die Mühle getan und kommen frisch und jung und blütenweiß wie Mehl wieder heraus. Das Mühlenrad dreht sich wie ein großes Glücksrad, das uns bald hinaufhebt und bald wieder hinuntersenkt, im ewigen Wechsel zwischen Oben und Unten, zwischen Leben und Tod, Geburt und Grab. Der Name Nerthus bedeutet das eintauchende, das verschwindende Wesen, womit nicht nur das Wasser gemeint ist, das lebenspendend in den Schoß der Mutter Erde eindringt, sondern auch der Tod, das Zurücksinkende und im Dunkel der Erde Vergehende.

Narrenschiff, Narrenwagen und Narrenpflug sind seltsame und nachdenkliche Verwandlungen des heiligen Umzugs und des Fruchtbarkeitkultes. Die unergründliche Göttin hat vor ihrem Abtritt die unhold verkleideten Burschen, die lärmend und johlend Tod und Winter austrieben, in arglose Faschingsnarren verwandelt und solcherart vor den Zugriffen der Eiferer und Apostel bewahrt, denn kein Gott und keine Weisheit sind so unverwüstlich und unsterblich wie die Narrheit. Sebastian Brant, mit der Feder ein großer Prediger und mit den Augen ein noch größerer Eulenspiegel, hat einhundertzehn Narrheiten mit Schellenkappen versehen und auf dem entgötterten Schiff in alle Welt und alle Zeiten segeln und in unseren Herzen Anker werfen lassen. Wir denken lächelnd an den Abtritt der anderen großen Gottheit des Ackers und der Fruchtbarkeit, an den rotbärtigen Thor, von

dem die Sage berichtet, daß er zum letztenmal auf König Olafs Schiff gesehen wurde. Dort nämlich rühmte er sich seiner Taten und beklagte sich bitter, daß Olaf alle seine Freunde vertilgt habe; hierbei sah er bitter lächelnd nach dem König zurück und warf sich so schnell über Bord, wie wenn ein Pfeil in das Meer schießt, und niemals sah man ihn wieder.

Wunderbar und wie ein uraltes einfältiges Kinderspiel ist eine christliche Verwandlung des Umzuges. In Tirol wird mancherorts ein Marienbild, eine sogenannte „Frauentafel" umgeführt. Die Frauentafel stellt die Heimsuchung dar, den Besuch Marias bei Elisabeth, da beide Frauen hochgesegneten Leibes sind. In jedem Dorf des Pinzgaues gibt es einen Hof, in dem ein solches Bild aufbewahrt wird, und zwar in der besten Kammer des oberen Geschosses, gewissermaßen in einem geweihten und abgelegenen Bezirk. Einmal im Jahre, zur Adventszeit, wird das Bild heruntergebracht und geschmückt, die Bauern versammeln sich davor, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, und alle singen Psalmen und „Frauenlieder". Spät in der Nacht wird dann die Tafel auf einem Traggestell unter Gesängen und Gebeten, begleitet von Fackelträgern, umhergetragen und schließlich im Hof eines reichen Bauern wieder aufgestellt und geschmückt. Die Gäste werden reich bewirtet, und Jubel und Tanz beschließen die Feier. In der nächsten Nacht aber wird die Tafel wie am Vorabend abgeholt und gleicherweise in einen anderen Hof geführt und so weiter in den nächsten Nächten. Man ist überall glücklich über das Bild, denn wo es weilt, da wird Segen und Fruchtbarkeit sein. In der Christnacht endlich wird es in die Kirche und nach der Christmette wieder in den Hof des Besitzers getragen. Dort bleibt es nun im geweihten abgelegenen Bezirk bis zum nächsten Jahr. Man ist versucht, bei der Schilderung dieses Umzuges die Worte und Wortbilder des Tacitus anzuwenden, von der guten Kammer im oberen Geschoß als von dem heiligen Hain auf der abgelegenen Insel im Nordmeer zu reden, in den festlichen Höfen die alten Volksstämme zu sehen, wo die Göttin einzuziehen und gastlich zu verweilen geruht, bis sie endlich, wenn sie genug unter den Menschen geweilt hat, wieder in ihr Heiligtum zurückgebracht wird. Diese liebenswürdige Verwandlung der Nerthus gleicht einem einfältigen Kinderspiel, in dem etwa der goldene Saal eines Königsschlosses unter den Tisch verlegt wird und für die Galakutsche der Prinzessin eine leere Zündholzschachtel genügt. Daß die Umzüge der Frauentafel nur in der Nacht stattfinden, deutet auf eine Zeit, da nach der Christianisierung das Volk noch an den heidnischen Fruchtbarkeitsbräuchen festhielt und seine Umzüge in die Verborgenheit der Nacht verlegen mußte. Erst als die Vorstellung der gesegneten Maria und Muttergottes mit der der älteren Göttin und Erdmutter verschmolz, konnte daraus ein christlicher Brauch werden, den die Geistlichkeit duldet. In Niederbayern freilich, wo ähnliche Umzüge stattfanden, arteten die Freuden so sehr aus, daß die Geistlichkeit, weniger duldsam, die Feste überhaupt verbot.

Abb. 6: Die hl. Gertrud v. Nivelles

Verehrung und alljährlicher Umzug der Nerthus, Isis oder Nehalennia wurden also im christlichen Sinne umgewandelt. Bald tritt, wie in Tirol, Maria an die Stelle der alten Fruchtbarkeitsgöttin, bald eine Heilige, wie z. B. die hl. Gertrud. Gleich Nerthus und Nehalennia wurde das Bild der Gertrud auf einem Wagen oder Schiffswagen in Nivelles umhergezogen, und dieser Wagen wird (nach Simrock) in Nivelles aufbewahrt, eben in jener Stadt, die einmal ein Hauptsitz der Verehrung der Nehalennia war. Das Glas, aus dem man den Reisenden zum Abschied Gertruds Minne zutrank, hatte die Form eines Schiffes. Auch viele andere Züge, die Brauch und Vorstellung von der Heiligen kennzeichnen, deuten auf die große Erdmutter, auf Liebesgöttin und Todesgöttin, auf Freya, Berchta und Holda oder Holle.

Gewiß, die geschichtliche Persönlichkeit Gertruds steht fest und ist als solche mit keiner heidnischen Göttin, sondern mit dem Geschlecht Karls des Großen verwandt. Sie war eine Tochter des Pippin von Landen und seiner Gemahlin Itta und um die Mitte des 7. Jahrhunderts die erste Äbtissin des Doppelklosters Nivelles, das ihre Mutter gestiftet hatte. Als Heilige und Nothelferin ward sie im frühen Mittelalter hochverehrt, besonders am Niederrhein und in den Niederlanden. Irische Missionare haben ihren Kult nach Südtirol gebracht, wo noch viele uralte Kirchen ihren Namen führen. Wir fanden in Tirol auch sonst, wie z. B im Umzug der Frauentafel im Pinzgau, die Reste eines Kultes, der sich auf die Fruchtbarkeitsgöttin bezog. Gertrud wird dargestellt am Wasser stehend, eine Lilie in der Hand und von Ratten und Mäusen umgeben; oder als Spinnerin vor dem Spinnrocken, an dem Mäuse hinauf und hinunter laufen. (Abb. 5, nach S. 32, und Abb. 6.) Man schreibt der Heiligen viele Heilungen zu. Das Wasser aus dem Brunnen in ihrer Krypta zu Nivelles wird in Haus und Feld ausgegossen und vertreibt solcherart die Mäuse. Sie segnet die Feldfrüchte und die Gartenfrüchte, steht Gemüsezüchtern, Reisenden, Witwen, Waisen und Armen bei, beschützt die Herbergen, liebt die Katzen, hilft gegen Mäuse und Ratten und ist gut gegen Fieber. Auch das Wasser aus ihrem Brunnen in Nivelles hilft gegen Fieber.

„Gertrud die Spinnerin" und „Gertrud die Gärtnerin": die Namen kennzeichnen die Herkunft der Vorstellungen, die sich im Volksglauben und in Volksbräuchen auf die Heilige beziehen. Ihr Umzug im Schiffswagen macht ihr Patronat über Gemüse und Feldfrüchte verständlich. Aber was bedeuten die Mäuse, die sie umgeben, die auf ihrem Spinnrocken auf und ab laufen, und die sie aus den Feldern vertreibt?

Die Seelen, die aus dem Munde der Sterbenden entschlüpfen, werden im Volksglauben als Schlänglein, Mäuse, Motten und Vögel gedacht. Weil Mäuse die Seelen der Verstorbenen sind, sind sie Wodan heilig, der auch ein Gott der Toten ist. Das Erscheinen des wütigen Heeres bedeutet Krieg, desgleichen das Überhandnehmen der Mäuse, denn sie sind ja die Seelen des Modisheeres. Daß die Seelen der Verstorbenen Mäuse sind, spricht aus vielen Sagen. Den Bischof Hato von Metz, der die brotheischenden Armen in einer Scheuer verbrennen läßt und das Geschrei der Sterbenden wie Kornmäuse singen hört, überfallen und bestrafen die Seelen der Verbrannten als Mäuse im Mäuseturm zu Bingen. In der Rattenfängersage werden die Ratten und Mäuse und schließlich die Kinder vom Rattenfänger in den Rappenberg geführt, das ist der Rabenberg, die Unterwelt, in welche die Verstorbenen hinkommen. Holda, die Unterweltsgöttin, wird später oft zur Hexe, und darum heißt es, daß die Hexen Mäuse machten. Auch Gertrud, die in der ersten Nacht die Seelen der Verstorbenen bei sich beherbergt, wird wie Frau Holle vorgestellt als Spinnerin, und Ratten und Mäuse umgeben sie. Sie gebietet den Mäusen und wehrt vor Mäusefraß. Wenn das Wasser aus dem Brunnen ihrer Krypta in Nivelles die Mäuse in Haus und Feld vertreibt, so ist das ursprünglich nichts anderes als das Baden und Befruchten der Göttin und damit im Zusammenhang das Todaustreiben. Gerade das Todaustreiben hängt ja innig zusammen mit dem Umzug der großen Erdmutter im Frühling. „Tage der Motten und Mäuse" werden früher die Tage des Umzugs und des Todaustreibens genannt. An Petri Stuhlfeier wird noch heute in Niederdeutschland der Sullevogel vertrieben, das ist der an der Schwelle sitzende Vogel, ein Dämon der Toten: Schmetterlinge, Kröten, Mäuse und Schlangen. Von Mäusen und Ratten wird erzählt, daß man ihnen dieselben Opfer wie den Elben brachte. Die große fruchtbare Erdmutter ist ja auch die verhüllte Todesgöttin, und nur als solche hat sie Macht über den Tod. Die Mäuse, denen Gertrud gebietet, und die Seelen, die sie bei sich beherbergt, sind die gleichen und kennzeichnen sie als eine Totengöttin. Wie Freya beherbergt auch sie die Toten in der ersten Nacht bei sich und wird so zur Schutzheiligen nicht nur der Reisenden auf ihrer letzten Fahrt zum Erzengel Michael, zum Michel Tod, wo sie die zweite Nacht verbringen, ehe sie an ihren letzten Bestimmungsort kommen, sondern auch Schutzheilige der irdischen Reisenden und Herbergen. Ein alter Spruch sagt: Frau Gertrud soll dir Herberge bereiten! Ein Spruch, der angesichts der unterirdischen Herberge vielleicht auch eine schwermütige Bedeutung annehmen kann. Die Legende berichtet, daß die Heilige bei ihrem Tode Gott inbrünstig bat, all jenen im Himmel eine gute Herberge zu bereiten, die ihren Namen ehren und sich auf sie berufen würden. Es liegt nahe, der Herbergsheiligen auch Spitäler zu weihen, denn auch diese sind ja dem Wortlaut nach Herbergen. Dem zwiefachen Wesen der Erdmutter gemäß ist die Heilige aber auch Fruchtbringerin. Die Mäuse laufen auf ihrem Spinnrocken auf und ab und beißen den Faden ab; das bedeutet,

daß mit dem Gertrudstag, am 17. März, an dem nicht gesponnen werden darf, die Spinnstube und die übrigen Winterarbeiten aufhören und die Arbeiten der guten Jahreszeit anfangen. Ein Sprichwort sagt: Gertrud lauft die Maus, go Feld aus!

Wie Gertrud die Gärtnerin so erinnert auch Gertrud die Spinnerin an das zwiefache Antlitz der Mutter Erde. Ackern, Säen, Ernten, Spinnen und Weben sind Künste des Friedens und Geschenke der Göttin. „Niemand geht in den Krieg, niemand greift zu den Waffen; verschlossen ist jegliches Eisen": dieses Fest des Friedens beim Einzug der Göttin versinnbildlicht ihre vornehmlichste Eigenschaft. Als Spinnerin ist die Urmutter vorgestellt in der Bedeutung von Werden und Vergehen, von Oben und Unten, von Geburt und Grab. Wie der Faden im Gewebe immer verschwindet und wiederkehrt, so ist auch das Werden und Vergehen im Gewebe der Natur und das Schicksalsgespinst des Lebens angelegt. Die Geburtsmütter, die Nornen, spinnen den Lebensfaden, den Schicksalsfaden, sie legen dem neugeborenen Kind sein Schicksal in die Wiege und schneiden ihm seinen Lebensfaden wieder ab. Die Urmutter Erde ist die Norne Urd am Brunnen des Lebens, die Göttin der Geburt und des Todes. Aus ihr ist in Sagen und Märchen unsere Frau Holle geworden, die dem zwiefachen Wesen der Göttin gemäß bald als gütige, segenspendende mütterliche Spinnerin gedacht wird, die aus dem Brunnen des Lebens die Kinder in das Leben hinauf hebt, bald als uralte Frau und Hexe, die in einem verwunschenen Turm oder Wald — in der Unterwelt — haust und den Tod bringt. In dem Märchen vom Dornröschen ist sie die alte Frau im entlegenen Turm, die mit einer Spindel Flachs spinnt. Das Mädchen spricht: Guten Tag altes Mütterchen, was machst du da? Ich spinne! sagt die Alte und nickt mit dem Kopfe. Dornröschen aber sticht sich mit der Spindel in den Finger und fällt in einen Schlaf, der ewig wäre, wenn nicht die andere gütige und weise Frau vorgesorgt hätte. Die Alte ist die dunkle Norne, der Tod. In einer Weiterbildung der Vorstellung von der zwiefachen Art der Erdmutter wird aus dem Leben der Frühling und aus dem Tod der Winter, und in dem Märchen von Dornröschen erlöst der Frühling die junge Erde vom langen Schlaf des Winters. Die große segnende und gesegnete Spinnerin Urmutter Erde aber ist uns in vielerlei Gestalt bekannt: als Nerthus, als Freya, als Frau Holle und Muttergottes im Ährenkleid, als Frauentafel in Tirol, als Gertrud die Gärtnerin usw. Ein kleines Gemälde eines oberdeutschen Meisters um 1400 stellt Maria als Spinnerin dar, wie sie gesegneten Leibes den Faden auf die Spindel aufdreht. Wir erkennen auch in diesem schönen Bilde die uralte Mutter in strahlender Fruchtbarkeit. (Abb. 7, vor S. 33.)

Durch Frau Holle sind Gertrud viele Züge der Nerthus übermittelt. Frau Holle liegt Spinnen und Weben ob. Sie wäscht ihr Gewand in einem See, im Frau-Hollen-Bad, und tötet Neugierige. Wir denken an die Sklaven, die getötet werden, wenn sie das Schiff und die Göttin gebadet und auf ihre Insel zurückgebracht haben. Sie segnet die fleißigen Spinnerinnen und bestraft die faulen. Vom Spin-

nen des Flachses erstreckt sich ihr Einfluß auch auf die Weberei, weshalb sie auch Flachsjungfrau heißt. Flachs darf nur an einem Freitag, am Tag der Freya, gesät werden. Wahrscheinlich haben Spinnerinnen und Weberinnen das Schiff der Nehalennia gezogen. Später traten Weber an ihre Stelle. Auch in Ägypten und Rom sind es Weber, die das Schiff der Isis begleiten oder ziehen. Auch das Schiff, das der Bauer aus Inden bei Aachen anfertigen ließ und das dann unter so großem Jubel durch die Städte des Niederrheins fuhr, wurde von Webern gezogen. Vielleicht spielten auch bei den Umzügen der hl. Gertrud in Nivelles die Weber eine Rolle.

Unsere Vorfahren scheinen am 25. März mit der Bestellung des Ackers begonnen zu haben. Auf diesen Tag verlegte die Kirche das Fest „Mariä Verkündigung", das aber in Erinnerung an die Pflugumzüge der Göttin im Volksmund „Pflugmarien" genannt wird. Schon in einer alten englischen Ackerbuße war die Erdmutter durch die Maria ersetzt worden und der allwaltende Himmelsvater durch den christlichen Himmelsvater. In anderen Gegenden war es Gertrud, an die sich alte Vorstellungen von dem Einzug des Schiffes und der Göttin knüpften. Nach einem alten Kölnischen Reimspruch holt sie den Stein aus dem Rhein, d. h. sie befreit den Strom vom Eis und gibt ihn der Schiffahrt wieder frei. Darum wird die Heilige von Schiffern verehrt; in Bonn stand ihre von Schiffern besuchte Kapelle. Ein alter, an die Schnecke gerichteter Reimspruch heißt: Kuckuck, Kuckuck, Gerterut, stek dine ver Hörns herut! Möglicherweise ist ursprünglich nicht der Schwarzspecht der Gertrudsvogel, sondern der scheue Frühlingsverkünder, der als Freyas Vogel später oft in einen schlechten Ruf kam und auch heute in dem Schimpfwort „Hol dich der Kuckuck!" sogar dem Teufel gleichgesetzt wird. In dem norwegischen Märchen vom Gertrudsvogel verwandelt unser Herrgott die Frau mit dem roten Kopftuch zur Strafe für ihren Geiz in einen Schwarzspecht, in anderen ähnlichen Märchen aber wird die Frau ein Kuckuck. An Freya erinnert Gertrud auch als Beschützerin der Katzen. Der alten Liebesgöttin sind die Katzen heilig, auch fährt sie auf einem Katzengespann. Darum sagt man: wenn ein Jungfräulein die Katzen lieb hat, kömmt sie eher zu einem Mann. Sofern Freya nicht eben von einer Heiligen verdrängt, sondern in eine Hexe abgewandelt wurde, sind auch die Katzen, besonders die schwarzen, verwandelte Hexen und Zauberinnen oder wenigstens deren stetige Begleiter.

Der schöne kolorierte Holzschnitt des Berliner Kupferstichkabinettes stellt die Heilige als Spinnerin dar. Die einfache und einfältige Art dieses frühen Holzschnitts verstärkt die etwas spukhaft märchenhafte Vorstellung von dieser Frau, an deren Spinnrocken die Ratten auf und ab laufen. Die Inschrift lautet wie ein alter Zauberspruch: Kakukilla gros gnade sage ich dyr von got her wil dich lozen aws aller not du salt große gewalt von gote haben du salt dy ratten vor treyben unde voriagen Amen. — Die Heilige genoß im deutschen Volksglauben eine besondere Verehrung, weil ihre Legenden aus ihm entsprungen sind.

3

Frau Holle, Jungfrau Maria und die guten Holden

Die Vorstellung des nordischen Menschen vom Tod und seinen Rätseln sind bar allen Grausens und Entsetzens und überschreiten kaum die Grenzen, die den Todesnöten und Ängsten in der natürlichen Ordnung des Lebens zukommen. Der Tod hat ein feierliches Ansehen nicht nur von den Nöten, mit denen er die Menschen bedrängt, sondern mehr noch von dem ewigen Geheimnis, das ihn umdunkelt. Im Mittelalter, in der christlichen Entwertung und Verängstigung des Lebens, scheinen alle Blicke maßlos von der Pforte angezogen, die aus dem Leben hinausführt und hinter der ein furchtbares Strafgericht wartet. Vielleicht macht den nordischen Menschen auch noch sein Jugendalter, in dem Jugendschwermut und Jugendmelancholie den Überfluß des Lebens verwirren, empfänglicher für die Musik des Spielmanns und Rattenfängers, der die armen Seelen hinüberführt. Noch vieles kommt hinzu, den Tod ein Gerippe und ein scheußliches Gespenst der Angst werden zu lassen.

Aus der seit Jahrtausenden sinngesicherten und natürlichen Lebensordnung auf der Ackerscholle herausgerissen und hineingestellt in die Enge der Städte, in die neue, noch unerprobte bürgerliche Gemeinschaft, erfährt das geistige Gefüge eine ungeheuere Erschütterung. Der sichere Grundriß des Lebens auf der Erde wird verwirrt und verzerrt, haltlos geworden und gleich maßlos in seinen Hoffnungen wie in seinen Ängsten konstruiert der Geist einen neuen Grundriß am Sterngewölbe des Jenseits. Aus der preisgegebenen Erde wird ein Beinhaus und Knochenhaus, der Tod macht hier dem Leben das Recht streitig. In dem Rechtsstreit mit dem Tode müssen alle, ob Papst oder Kaiser, ob Bürger oder Ackermann, ruhmlos unterliegen. Die Zusammenballung der Menschen in den Städten ver-

mehrt unerhört die Lebensbedrohungen. Wie apokalyptische Reiter wüten Nöte und Seuchen in den Städten. Besonders in den oft wiederkehrenden Zeiten der Pest ist der Tod jäh und allgegenwärtig, sein Trommelwirbeln und Pfeifen klingt aufrührerisch in den Ohren, auf der Straße und in Palästen, in der Werkstatt und auf dem Felde, beim Würfelspiel und beim Liebesmahl, überall und in jeder Stunde muß man bereit sein, seiner schauerlichen Aufforderung zum Tanze zu folgen. Seine Fratze ist nur der Spiegel der Angst, der in den gequälten Herzen wütet und in den Fieberphantasien von den Martern der Hölle riesenhafte Ausmaße annimmt. Besonders gefürchtet ist in Pestzeiten und verquickt mit Vorstellungen von Höllenqualen der jähe Tod, der plötzliche, gegen den man sich nicht durch den Empfang der Sterbesakramente vorgesehen hat. Im Grunde ist dieses Volk mit allen seinen Sinnen noch so jung, so tanzlustig und so gern der Erde zugewandt, daß nur wenige ohne besondere Gnade im Jenseits einen Freispruch erwarten dürfen, und so überwiegt die Angst vor der Hölle tausendfach die Hoffnung auf himmlischen Lohn. Selbst in der Kunst sind die Darstellungen der Himmelsfreuden ein Kinderspiel gegen die Schilderungen von den Martern des Gekreuzigten, den Qualen der Lebenden und den Höllenstrafen der Verdammten. Es ist kennzeichnend, daß der Tod im christlichen Lebensraum nicht die Gestalt eines gütigen Engels, sondern die eines Abgesandten der Hölle annimmt und daß die Macht der Kirche mehr als durch himmlische Verlockungen durch Drohungen der Hölle wirksam ist. Der Tod übernimmt häufig die Züge des Teufels, und Tod und Teufel arbeiten Hand in Hand. In Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" hat der Ritter den beiden, die ihm nachreiten und auf ihre Weise einen Tanz erwarten, gleichmütig den Rücken zugewandt. Hier reitet offensichtlich ein neues Geschlecht, das den mittelalterlichen Totentanz nicht mehr mitmacht.

In solcher Sicht wird also das Bild von dem zweifältigen Wirken der Allmutter Erde und ihrem Gewebe aus Leben und Tod, aus Werden und Vergehen, maßlos entstellt und verzerrt. Im städtischen Raum wechselt aus dem Wort „Erde" der Sinn, seiner Mütterlichkeit und erdhaften Wärme beraubt, in das Wort „Welt" über, und so wird aus der Allmutter eine Frau Welt. Diese ist durchaus Städterin und weniger zweifältig als zweideutig, weshalb es auch unmöglich wäre, sie Mutter zu nennen. Sie zeigt von vorne ihre liebliche, buhlerische, aber doch sehr trügerische Schauseite, während die abgewandte Rückseite einem faulen Baumstamm gleicht und von Kröten, Schlangen, Mäusen, Motten, Würmern und all dem anderen Ungeziefer des Todes wimmelt. Noch spuken in diesem Gleichnis vom Ungeziefer der nichtigen Frau Welt die Unholden und armen Seelen aus dem Heer der Todesgöttin.

In einer hessischen Sage ist Holda, die mütterliche Göttin und Todesgottheit, von vorne ein wunderschönes liebliches Weib, auf der Rückseite ein hohler Baum. Die Urvorstellung vom ewigen Werden und Vergehen in der Natur, die im

Mythus von der Erdmutter ſich kundgab, iſt — trotz Chriſtentum, Kirche und mittelalterlicher Entſtellung — im geſchichtsloſen Raum der Überlieferung das Leitmotiv für viele Sinnbilder und Geſtalten des Volksglaubens geblieben. Das Bild der Holda, halb junges ſchönes Weib und halb alter hohler Baum, wiederholt den Sinn des überall vertrauten Bildes vom Lebensbaum, der grünt und blüht, welkt und verdorrt. Es iſt nur natürlich, daß gerade der Baum, der mit allen Lebensumſtänden unſerer Vorfahren ſo innig und heilig verbunden iſt und in ſeinem gleichen ſteten Wechſel von Grünen und Welken ein ſo ſichtliches Gleichnis vom ewigen Werden und Vergehen in der Natur gibt, daß der Baum alſo beſonders auserwählt iſt, Träger zahlloſer Sinnbilder des Lebens und des Todes zu ſein. Der kosmologiſchen Auffaſſung und vielfältigen poetiſchen Ausſchmückung der Weltеſche Yggdraſil durch die eddiſchen Dichter liegt doch nur die einfache uralte Vorſtellung vom Lebensbaum zugrunde, die vielfach heute noch ſehr lebendig iſt, wie z. B. in der Sitte, bei der Geburt eines Kindes ein Bäumchen zu ſetzen. Desgleichen enthält die eddiſche Vorſtellung, daß die Geſchicke der Welt mit der Welteſche verbunden ſind, nur den uralten Glauben an die Verbundenheit der Menſchenſeele mit

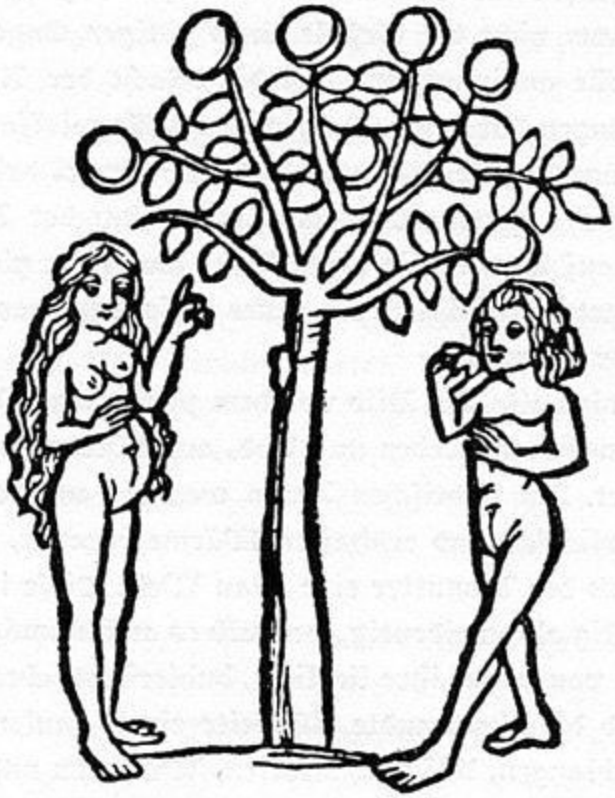

Abb. 8: Adam und Eva unter dem Lebensbaum
Holzſchnitt 1492

der Baumſeele. Dieſe Verbundenheit z. B. ſpricht, märchenhaft abgeändert, aus dem Märchen von den beiden Goldkindern. Da laſſen zwei Jünglinge, die in die Welt hinausziehen, ihrem Vater zwei Goldlilien zurück und ſagen zu ihm: „Die

Abb. 5: Die hl. Gertrud von Nivelles / Holzschnitt um 1450

Abb. 7: Maria als Spinnerin / Oberdeutscher Meister um 1400

zwei goldenen Lilien bleiben hier, daran könnt ihr ſehen, wie es uns geht: ſind ſie friſch, ſo ſind wir geſund; ſind ſie welk, ſo ſind wir krank; fallen ſie um, ſo ſind wir tot.“ Eine alte Sage erzählt von einer Frau, die allnächtlich, während ihr Mann und ihre Kinder ſchliefen, hinaus und in eine Weide ging. Der Mann aber, der ihr

Ehe kum ich stolzer may·
Mit klügen blümen mangerlay·
In disem monat man auch baden sol·
Tanzen singen springen vnd leben wol

Abb. 9: Liebespaar unter dem Lebensbaum
Holzſchnitt 1490

einmal nachging, hieb am nächſten Tag die Weide ab, worauf die Frau ſofort ſtarb. Aus dem Holz der Weide wurde eine Wiege für das Kind, die wie ein Wiegenlied das Kind in den Schlummer wiegte. Aus dem Stumpf der Weide wuchſen neue Zweige, aus denen ſich das Kind eine Weidenpfeife machte. Im Lied der Pfeife ſprach die Mutter mit ihrem Kind. In dem Bäumchen am Grabe der Mutter, von dem das weiße Vöglein die goldenen Kleider auf Aſchenputtel herabwirft, iſt die Seele der Mutter. Ebenſo iſt im Machandelbaum die Seele der Mutter, die das Brüderchen in einen Vogel verwandelt. Wie der Einzelne, ſo kann auch eine Familie, eine Sippe, eine Dorfgemeinde und eine Stammesgemeinſchaft mit einem Baum oder Hain verbunden ſein. Es gibt Familienbäume, an denen ein Aſt vertrocknet, wenn ein Mitglied der Familie ſtirbt, und die ganz eingehen, wenn die Familie ausſtirbt. Der Baum der Dorfgemeinſchaft, die Dorflinde, iſt uns aus

vielen Sagen und Liedern und Märchen vertraut. In ihrem Schatten tanzen hochzeitlich die Burschen und Mägde (Abb. 8 und 9) und pflegen die Alten Rat. Und wie allherbstlich die Blätter von der Dorflinde fallen, die sich immer wieder grünend erneuert, so fallen von der Gemeinde Geschlechter um Geschlechter und so ergrünt sie immer wieder in jedem neuen Geschlecht. (Abb. 10.) Der Kupferstich des Meisters von 1464 zeigt links das Lebensrad, das die Fortuna herumdreht, und rechts den Lebensbaum im Lebensschiff. (Abb. 11, nach S. 48.) Der Tod steht am Ufer, schießt vom Baum einen Menschen ab, dessen Seele als Vogel nun davonfliegt. An der Wurzel des Baumes nagen zwei Mäuse.

Das uralte Leitmotiv vom Lebensbaum, Lebensschiff und Auf und Ab des Schicksalsrades ist im christlichen Raum eine sehr schwermütige Allegorie geworden, die in etwas veränderter Form der kosmologischen Auffassung der Weltesche Yggdrasil entspricht. Es sei ferner an den Baumkult der Germanen erinnert, der zusammenhing mit Festen der Stammesgemeinschaft, mit Gerichtstagung, Weissagung und Opfer, mit Ahnenverehrung und Hochzeitsbräuchen. Das Sinnbild des Baumes wiederholt das Sinnbild der Mutter Erde: aus dem Baum kommen die Seelen der Kinder, in ihn kehren die Seelen der Abgeschiedenen wieder zurück. Damit hängt auch der nordische Mythus zusammen von der Entstehung des ersten Menschenpaares aus Esche und Ulme. Tacitus berichtet von dem Glauben der Semnonen, ihr Volk habe seinen Ursprung im heiligen Hain genommen, hier sei ihre Wiege und der allbeherrschende Gott. „Zeichen aus Vätertagen und Schauer der Vorzeit weihten" den Hain. Gräber der Ahnen und Wiege des Volkes sind verknüpft mit der Vorstellung des Baumbezirks und des Lebensbaumes. Wie die Edda verstehen auch viele Märchen unter einem Baum einen Menschen. Als Sitz der Abgeschiedenen ist der Baum, wie alles, was mit dem Totenreich in Zusammenhang steht, Träger des Wissens um die Zukunft. In seiner Krone rauscht der Gott und verkündet seinen Willen. Aus seinen Zweigen werden Runenstäbchen gemacht, die man mit Zeichen versieht und wie Würfel wirft, um das Schicksal zu befragen. An seinen Wurzeln sitzen die Nornen, die Allwissenden, die weisen Frauen und Spinnerinnen, die den Lebensfaden spinnen und Geburt und Grab weben. Aus Flug und Stimmen der Vögel weissagten die Germanen. In seinen Zweigen sitzen Vögel, die sprechen können und die Zukunft wissen. In vielen Märchen ist von solchen Vögeln die Rede, die mit anhören, was die Leute unten reden, und die das Märchenkind beraten. Die Vögel am Lebensbaum aber sind die Nornen. In Märchen hat noch eine der drei Spinnerinnen einen Gänsefuß ... eigentlich Schwanenfuß, vom Schwanenkleid der Schicksalsjungfrauen, der Walküren. Einen Gänsefuß aber hat auch Frau Berchta, Frau Holle, die mütterliche Hüterin der Abgeschiedenen, wenn sie in feindlicher Entstellung als Hexe erscheint. Die spinnenden Schicksalsschwestern sind nur ein anderes Sinnbild für die Spinnerin Mutter Erde, desgleichen Freya, der, bevor sie die Gattin des Himmelsgottes wurde, ein Kult wie

Abb. 10: Lebensbaum mit den Ständen / Holzschnitt 1532

der der Mutter Erde eigen war. Freya im Schwanenhemd ist verwandt mit den Nornen und Vögeln am Lebensbaum. Wie Traumbilder, die sich ineinander und durcheinander verschieben, sind die verschiedenen Bilder der Erdmutter als Lebensbaum, als Schicksalsfrauen an den Wurzeln, als Vögel in den Zweigen, als Frau Holle mit dem Gänsefuß und Freya im Falkenhemd. Noch mehr: im hohlen Stamm des Baumes wohnt die Baumseele, die Hollafrau, die eigentlich auch der Baum selbst ist; darum hat sie in der hessischen Sage einen Rücken wie ein hohler Baum. Auch viele Hexen haben eine solche Rückseite. In der Weihnacht, wenn die Sonne sich wieder aufwärts wendet, rüttelt man ein frosterstarrtes Bäumchen und sagt: Bäumchen wach auf, Frau Holla kömmt! In hohlen Baumstämmen wohnen auch Elfen, die wie kleine Puppen gestaltet sind und auf Wiesen, am liebsten unter einer Linde, den Reigen tanzen. Auch sie sind oft auf der Rückseite hohl wie ein Backtrog. Da sie als die Seelen der Abgeschiedenen dem Totenreich angehören, bringt schon ihr bloßer Anblick den Tod oder schwere Krankheit. Auch das Mädchen in dem Märchen vom Marienkind wohnt in einem hohlen Baum. Die Muttergottes hatte das Mädchen zu sich in ihr Reich genommen, wo es mit Engeln spielte und tanzte. Aber dann kam es zur Strafe in eine Wildnis und wohnte hier in einem hohlen Baum, bis der König es fand und in sein Reich brachte. Die fromme Sage erzählt, daß man in einem hohlen Baum ein Marienbild fand. Zum Andenken baute man eine Wallfahrtskapelle neben dem Baum, wie z. B. in Maria-Eich bei München. In ähnlicher Weise leiten viele andere Wallfahrtsorte ihre Entstehung von einem Baumwunder der Muttergottes ab. Das Marienbild im hohlen Baum ist nur eine Abwandlung unserer Frau Holle mit dem hohlen Baumrücken. Frau Holle sind viele Bäume heilig, so die Linde, der Holunder, die Hasel, die Birke, die Esche, der Wacholder u. a. Der Holunder hat von ihr den Namen, und sie selbst wird oft nach Bäumen genannt: Holunderfrau, Eschenfrau, Frau Hasel. Diese Bäume sind Sinnbilder der Fruchtbarkeit. Frau Holle gewährt ja den Ehesegen. Ihr heiliger Baum, die Linde, ist uns aus vielen Liebesliedern besonders vertraut. Der geschützte Bezirk des Heiligtums, der gefreite Hof, der Friedhof, war mit einer Hecke aus Haseln umgrenzt. Die Hasel als besonderes Sinnbild der Fruchtbarkeit ist Donar geweiht und schützt vor Blitz und anderen Unholden. Man glaubte, daß man Schlangen töten könne, wenn man sie mit einer Haselrute auch nur berührt. Ein Haselstrauch hat auch die Muttergottes beschützt, als sie von einer Natter verfolgt wurde. Auch diese Marienlegende, wie so viele andere, ist aus altem heidnischem Glauben erwachsen. Ein Lebensbaum und Familienbaum von besonderer Art ist der Holunder. In einer Vorstadt Kopenhagens, die von Matrosen bewohnt wird, wurde hinter jedem Hof der kleinen Häuser ein Holunder mit fast religiösem Eifer gepflegt und behütet, denn der Geist des Baumes war Schutzgeist des Hauses. Er half besonders den Frauen in Kindsnöten und beschützte die Kinder. Frau Holle, die mütterliche hegende Gottheit, Spinnerin

und Norne, ist auch die weise Frau, nicht anders als Maria, die reich, anmutig und kinderlieb in vielen deutschen Marienlegenden für Frau Holle eingetreten ist und wie diese mancher Frau in Kindsnöten beigestanden hat. Deshalb heißt das Labkraut, das man der Wöchnerin zur Erleichterung auf das Bett streute, Unsrer lieben Fraue-Bettstroh oder Liebfrauen-Bettstroh. Es sollte die bösen Geister, denen eine Wöchnerin ja besonders ausgesetzt ist, die Seelen der Toten, also den Tod abwehren. Der Tod, ein Zwillingsbruder des Lebens, ist der Geburtsstunde besonders verschwistert. Wenn in Holstein ein Kind krank ist, bringen die Eltern Wolle und Brot zu einem Wacholderbusch und sagen:

Ihr Hollen und Hollinnen
Hier bring ich euch was zu spinnen
Und was zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen.

Es sind die Geister der Abgeschiedenen, die armen Seelen im Gefolge der Frau Holle, der Spinnerin, die das kranke Kind in ihr Reich hinabziehen wollen. In Hessen holt man die Kinder von einer Linde, unter der man einen Brunnen rauschen hört. An den jungen Trieben der Linde bei Nauders erkannten die Kinder die zukünftigen Geschwister. Der Kindili-Birnbaum im Aargau und viele andere Kinderbäume sind Lebensbäume (Abb. 32, nach S. 48), die uns recht bekannt vorkommen, wenn wir an Cranachs Bilder von der Ruhe auf der Flucht denken und an die Bäume darin mit den vielen kleinen elbengleichen Englein. Im Baum hausen oft ganze Scharen von Elben, bald in den Wurzeln, bald im Stamm und bald in den Zweigen. Es sind kleine Leute, die Tanz und Spiel und Spaß lieben, den Menschen manchen Schabernack spielen, aber auch sehr hilfreich und dankbar sind. Während Frau Holle unter der Erde mit dem Pflug herumfährt und ackert, begießen die Kleinen oben die Erde. Sie helfen gern den Landleuten bei der Feldarbeit und auch zu Hause in Küche und Stall. Sie sind sehr empfindlich und leicht gekränkt, besonders wenn man sie auslacht; auch wenn man sich undankbar erweist und ihnen einen Streich spielt, nehmen sie das sehr übel und verlassen in Scharen den Ort. Sie selbst aber spielen manchen Streich, den man ihnen freilich nicht übelnehmen kann. Da hatte einmal ein armer Tagelöhner aus Salzungen einen Baumstrunk gerodet und nach Hause mitgebracht. Den spaltete er vor der Tür seines kleinen Hauses. Da sah er, als er eben einen Keil in den harten Strunk eintrieb, wie ein kleines graues Kerlchen aus dem Strunk herausschlüpfte und eilends in das Haus hineinlief. Ehe der arme Mann sich von seinem Schrecken erholen konnte, guckte das kleine Kerlchen auch schon durch die runden Fensterscheiben, schnitt allerlei Gesichter und trieb solchen Unfug, daß man ihn von einem Geisterbanner fangen und wieder bannen lassen mußte. Solche Sachen könnte man sich ganz gut auch von

den kleinen Kerlchen denken, die in Cranachs Holzschnitt eben unter großem Protest der Vogeleltern ein Nest ausheben, oder von den anderen kleinen, lieben Holden in dem Holzschnitt Dürers, die dem Zimmermann Joseph helfen und die Holzspäne sammeln und wegtragen. (Abb. 13.) Wir wissen, daß manch ein dummer Hans für irgendeinen kleinen Dienst von den Kleinen ein paar Holzspäne zum Lohn bekam, die er achtlos einsteckte und die sich nachher aus purem Golde erwiesen. Es ist nicht so sicher, daß auch diese Späne hier, in Dürers Holzschnitt, aus gewöhnlichem Holz sind. Es ist leicht möglich, daß sie sich vor unseren Augen auch in pures Gold verwandeln, wenn wir beim guten Zusehen allmählich merken, daß der große Geisterbanner hier echtes deutsches Huldrenvolk eingefangen und gebannt hat. In einer Handschrift des 16. Jahrhunderts ist die Beschwörung eines Wichtleins beschrieben: „Szo bit ich dich, lieber herr Jhesu Christ, das du myr woldest ssenden das aller beste wichteleyen, das ewischen hymelreych und erdtreych möge sseyen ... Ich lade dich, wichteleyn, das du zew myr kummest in dieser stundt in eyner gestalt eynes menschenn, vernufftigen unde mudigen jungelyngs, und thun alles, was ich von dyr begeer. das gebeuth ich dyr bey dem Vather unde dem Szon unde bey dem heyligen Geyst. Amen."

Die Bedeutungsfülle des Lebensbaumes wird in gleicher Vielfalt auch im Lebensbrunnen wiederholt. Lebensbaum und Lebensbrunnen sind nur Verdopplungen, zwei Bilder des gleichen Sinnes, der auch dem Bild von der Allmutter Erde innewohnt. Das Wasser, das in den Schoß der Erde eindringt und die Allmutter fruchtbar und trächtig macht, sahen wir als ein Sinnbild im Bad der Nerthus. In allen Fruchtbarkeitsbräuchen ist Wasser das häufigste Sinnbild und findet noch heute, selbst im christlichen Kult bei Taufe, Felderweihe usw., sinnvolle Anwendung. Quellen und Brunnen, durch die das Wasser aus dem dunklen Schoß der Erde empordringt, fordern ja geradezu heraus, sie mit der Allmutter in Verbindung zu bringen. Irgendwo in einem Wiesengrund ist eine Brunnenquelle. Eine üppige Pflanzenwildnis hat sich rings um sie versammelt, Vergißmeinnicht, Dotterblumen, Lattich und Hahnenfuß stehen dicht gedrängt und spiegeln ihr kostbares Blau und Gelb im kristallenen Spiegel der Quelle. Die Quelle lockt und labt alle Kreatur; Bachstelzen wippen von Stein zu Stein, Kaulquappen und Frösche tummeln sich in den abgestandenen Pfützen, Finken, Feldlerchen und Spatzen kommen zu Gast, Schmetterlinge flattern und funkeln umher, Libellen schwirren gläsern und sitzen steif auf steifen Grashalmen. Reicher und strotzender, üppiger und gieriger ist hier alles Leben und daher auch alles Sterben. Es fließt und tropft und sickert zwischen den Blättern und Gräsern und funkelt am Moospolster und grünen Gestein. Mit Händen greifbar ist hier das schwelgerische Gleichnis von der Mutter Erde, die ihre Kinder nährt. Darum drängen sich hier, wo aus geheimnisvoller und gefährlicher Tiefe das Labsal emporquillt und den Mittelpunkt pflanzlichen, tierischen und menschlichen Lebens bildet, Mythen, Sa-

Abb. 13: A. Dürer, Die Ruhe auf der Flucht / Um 1502/05

gen, Legenden, Märchen und Lieder wildnishaft zusammen. Aus der Quelle schöpft Tier und Mensch das Wasser des Lebens, an der Quelle aber erleidet Siegfried, der Held des Lichtes und des Lebens, den Tod durch den finsteren Hagen. Quellen und Brunnen luden den Menschen ein, hier seinen Wohnsitz zu gründen und die Geschlechter einander folgen zu lassen. Wie der Familienbaum schirmt auch der Familienbrunnen die Familie; wenn er versiegt, stirbt jemand in der Familie. Wie die Dorflinde, so sind in Dörfern und kleinen Städten die Nachbarschaftsbrunnen und Gemeindebrunnen ein Bezirk, in dem das öffentliche Leben der Gemeinde eindringlicher ist und die kleinen Freuden und Leiden des Alltags, die Fröhlichkeit und der Klatsch gemeinsam werden. Wenn der Hungerbrunnen oder Theuerborn versiegt, kommt teuere Zeit ins Land. Verändert eine Quelle ihren Lauf, wird eine große Schlacht in der Gegend geschlagen. Karl der Große und auch die Friesen hielten Rat am Brunnen und bestimmten das Landrecht. Immer wenn Leid, Liebeskummer, Heimweh, Sehnsucht, Tod und andere Lebensnot den Menschen bedrängen, plätschert das Brünnlein seine Lieder zur heimlichen Begleitung. (Abb. 14.) Zahllos sind die Lieder, in denen von Brunnen und Quellen gesungen wird, am häufigsten die Liebeslieder. Das nächtige Dunkel unter der Dorflinde und um den Dorfbrunnen ist den Liebenden günstig. Die Spinnerin am Brunnengrund spinnt den goldenen Faden, denn sie ist eine Göttin der Liebe und der Ehe. Wie das Wasser aus der Erde quillt und die Erde fruchtbar macht, so quillt aus der dunklen Tiefe der Liebenden die Allmacht der zeugenden Liebe. Das Christentum hat viele alte Mythen, die urhaft und natürlich den Menschen mit seinen „Müttern" verbinden, in seine Sphäre übernommen und zu Gleichnissen anderer Vorstellungen gemacht. Der „Brunnen des Lebens", der in Darstellungen der mittelalterlichen Kunst den Gnadenquell Gottes allegorisiert, ist der ewig zeugende Quell der Allmutter Natur. Quellen sind heilige Orte; über Quellen wurden Heiligtümer errichtet. Auch das Christentum folgt hier alter Überlieferung, deren früherer Sinn freilich lange verschüttet ist. Unter den Domen von Köln, Bamberg, Augsburg und anderer Städte sind wundertätige Brunnen, die lange in den Sagen des Volkes fortlebten.

Im Brunnengrund, an den Wurzeln des Lebensbaumes, sitzen die Nornen und spinnen Geburt, Hochzeit und Grab. Viele Brunnennamen tragen die Erinnerung an die Schicksalsschwestern, z. B. der Dreischwesternbrunn in Kaltbad, das Jungfernbrünnel zu Sievering bei Wien, wo lange eine Nonne umwandelte, das ist eine Norne. Das Brünnel ist zugleich ein Weissageborn, weil sich hier eine Weissagerin aufhielt, welche noch 1865 Lottonummern weissagte. Diese seltsame aber sehr logische Verwandlung der Norne in eine Kartenlegerin gleicht jener, bei der aus der wissenden Schicksalsschwester in Vogelgestalt am Lebensbaum ein Papagei geworden ist, der am Jahrmarkt aus einem Zettelkasten unsere Schicksalslose zieht. In Rügen vertritt die Brunnennorne ein Schwan. Frau Holle mit dem

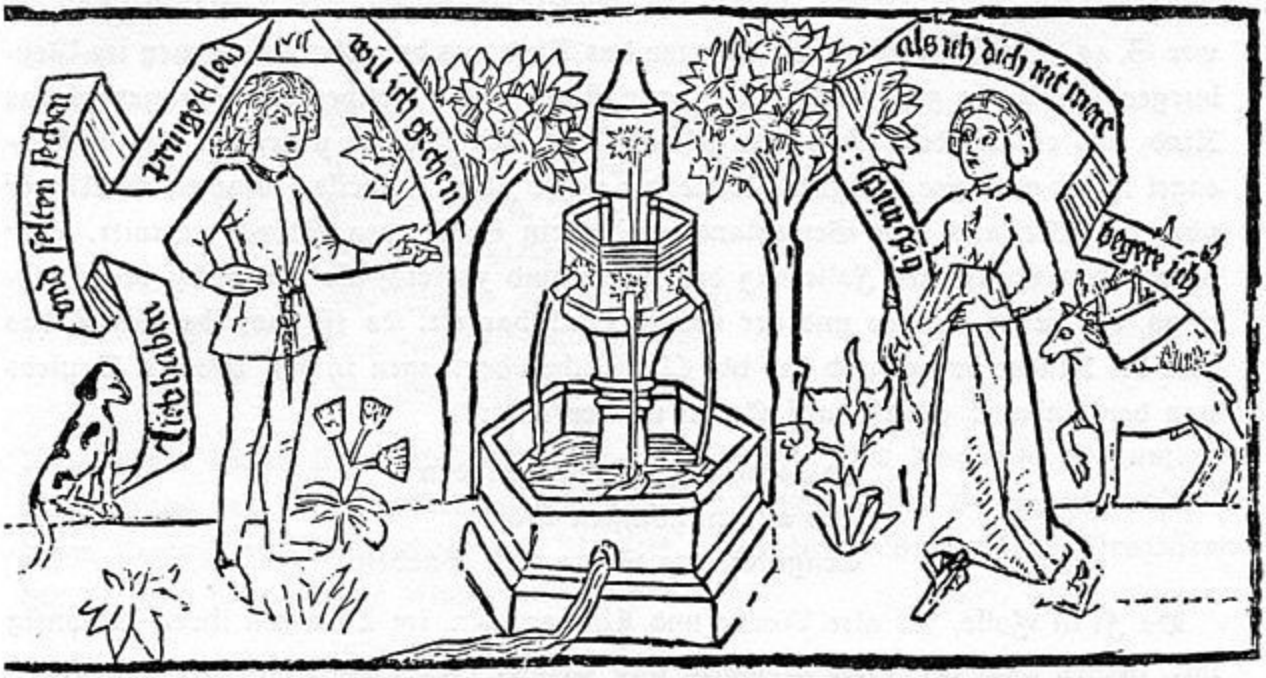

Abb. 14: Liebespaar am Lebensbrunnen / Holzschnitt um 1475

Gänsefuß hat ihren Wohnsitz im Brunnen. Viele Märchen erzählen, wie es dort unten aussieht. Das fleißige Mädchen in dem Märchen von der Frau Holle springt in den Brunnen, um die Spindel zu holen. Da kommt es auf eine schöne Wiese, wo die Sonne scheint und viel tausend Blumen stehen. Zum Lohn für seine Treue und seinen Fleiß läßt Frau Holle einen Goldregen auf das Mädchen fallen. Der Goldregen wiederholt unschuldig und märchenhaft ein Fruchtbarkeitsmotiv, von dem auch der Goldregen der Danae handelt. Das goldene Brünnlein, das goldene Wasser, der goldene Regen sind Sinnbilder der Fruchtbarkeit. Die Norne, die weise Frau, Frau Holle und Maria sind gern Geburtshelferinnen. Das Wasser aus dem Goldenen Brunnen bei Werchau tut Wöchnerinnen gut. Frauenbrunn, Frauenbrünnel sind häufige Namen. Mancher heilige Born, zu dem die Gläubigen wallfahren, hilft durch die Gnade der Jungfrau Maria unfruchtbaren Frauen und macht sie zu gesegneten Kindsmüttern. Wir erinnern an das Bad der Nerthus, an die Benetzung des Pfluges, an die Wassertaufe der jungen Eheleute usw.

Die Brunnentiefe, in der die Norne, Frau Holle oder Maria sitzt, ist das Jenseits, die Unterwelt, der Utgard, das Totenland. Aus ihm kommt alles Leben her, hin sinkt alles Leben wieder zurück. Das Sinnbild vom Kinderbaum ist wiederholt in dem vom Kinderbrunnen. In diesen Brunnen gehen die verstorbenen Kinder ein, aus ihm kehren sie neugeboren wieder in die Welt zurück. Der Tod ist also ein Jungbrunnen, in dem sich alles Leben erneuert. In Regensburg werden die Kinder aus dem Dombrunnen herausgefischt. Im Titisee schwimmen die Kleinen ans Land. Viele Namen kennzeichnen den Lebensbrunnen als Kinderbrunnen:

Kindliweiher, Kindlisbrunn, Honigborn, Kindelinsborn, Knäblinsborn usw. (Abb. 15, vor S. 49.) In Passau holt die Mutter das Kind aus dem Kinderbrunnen im Neuburger Wald: sie geht nachts allein zur Esche, unter welcher der Schutzengel das Kind, das er aus dem Brunnen gehoben hat, der Mutter übergibt. Der Schutzengel ist die gute Fee, die gute Norne, die weise Frau. Zuweilen kommen die Kinder über die See aus dem Seelenland, wobei ein Schiff den Storch vertritt. Wir kennen das Schiff als Fahrzeug der Toten und zugleich als Fahrzeug des Frühlings, des neuen Lebens und der neuen Fruchtbarkeit. Es ist dasselbe Schiff, das hier die Kinder bringt und das ins Christliche übertragen in den Worten Taulers von der Ankunft Christi auf Erden wiederkehrt:

Es kommt ein Schiff geladen
Bis an den höchsten Bord,
Tragt Gottes Sohn voll Gnaden.

Da Frau Holle, die alte Norne und Liebesgöttin, im Brunnen ihren Wohnsitz hat, heißen nach ihr viele Brunnen und Teiche: Hollenteich, Hollenbrunn, Jungfernbrunn, Frauenbrunn usw. An Frau Holles Stelle tritt häufig Maria. Die Nornen heißen auch Märgen; aus Märgen entstand Marje und daraus im christlichen Raum Marei in der Bedeutung von Maria. In der Brunnentiefe, in einem wunderlieblichen Garten und Rosenhag, in dem die schönsten Blumen blühen und die süßesten Früchte reifen, sitzt unter dem Lebensbaum Frau Holle. Sie ist von vielen unschuldigen Kindlein umgeben, eines hält sie auf ihrem Schoß und wird es gleich ins Leben heben. In Köln kommen die Kinder aus Kuniberts Pütz, wo sie um die Muttergottes herum sitzen und spielen. Die schlesische Spillaholla nimmt die Kinder mit sich in den Brunnen, aus dem sie auch herkommen, und führt sie neugeboren kinderlosen Eltern zu.

In anderen Sagen ist statt des Brunnengrunds das Innere eines Berges genannt, der Untersberg. Wir kennen ihn als Totenland und seine Bewohner von der wilden Jagd her als Untersberger. Wie Nerthus hält auch Frau Holle in einem Wagen mit all ihren Elben und Heimchen einen Umzug. Es ist gefährlich, diesen Umzug zu sehen, so wie es tödlich war, das Bild der Göttin unverhüllt zu sehen. Frau Holles Zug kommt ja aus dem Totenland. Dies ist in unseren Märchen das verwunschene Schloß, das verbotene Zimmer. Ein Mädchen sah einmal Frau Holles Umzug und wurde blind. Eine Frau, der ihr Kind verschwunden war, drang in eine Höhle ein — sie hätte auch in den Brunnengrund hinabsteigen können —: da war es ganz hell und viele Kinder saßen herum und spielten. Eine weiße Frau saß in der Mitte und hatte das verlorene Kind auf dem Schoß. In einem Kinderlied heißt es:

Da droben am Berge da wehet der Wind,
da sitzet Fru Holde und wieget ihr Kind.

Immer wieder tritt Maria, die Mutter Gottes, an die Stelle der Frau Holda, unſerer holden und lieben Frau. In Kinderliedern iſt davon die Rede:

Mutter Gottes tut Waſſer tragen
Mit goldenen Kannen
Aus goldenem Brünnel.
Da liegen viele drin.
Sie legt ſie auf die Kiſſen
Und tut ſie ſchön wiegen
Auf den goldenen Stiegen.

Nach einer Sage ſitzen die Lichtelfen, die verſtorbenen Kindlein mit unſerer lieben Frau auf der Engelstreppe. In anderen Sagen führt Maria die unſchuldigen Kinder ins Paradies ein und ſchreitet voran in der himmliſchen Prozeſſion der Kleinen. Ein anderes Kinderlied erzählt:

Storch Storch Steine
Mit dem langen Beine
Mit dem langen Knie.
Jungfrau Marie
Hat ein Kind gefunden
In dem goldenen Brunnen.

Auch das Marienkäferchen fliegt zu Maria, um die Kinder zu holen. Es fliegt in den himmliſchen Brunnen oder in den Himmel und die Kinder ſingen:

Flieg in den Himmel nauf
Bring a goldis Schüſſela runder
Und a goldis Wickelkindla drunder.

In der Priegnitz gab es ein Kinderſpiel, das auf eine wunderbare Weiſe das Sinnbild der Allmutter wiederholt. Ein Mädchen, das den Namen Gôde führt, hockt auf der Erde; auf ihrem Schoß ſitzt ein zweites Mädchen, auf deſſen Schoß ein drittes uſw. mehrere Kinder. Nun kommt ein Mädchen, das eine hinkende Frau darſtellt, und holt ein Kind nach dem anderen ab. Das eine Kind iſt zweifellos Frau Holle oder Maria im Brunnengrund, mit den Kindern am Schoß. Die hinkende Frau — aus dem Gänſefuß iſt, wie ſo oft, ein Hinkfuß geworden — iſt die dunkle Norne, die Todesgöttin. Gôde iſt die Geburtsnorne, die weiſe Frau, die das Kind in das Leben hinaufhebt, im chriſtlichen Kult: aus der Taufe hebt. Beide Kinder alſo, Gôde und die hinkende Frau, ſtellen Frau Holle dar in ihrer doppelten Eigenſchaft als Liebesgöttin und Todesgöttin.

In dem ſchönen Holzſchnitt Cranachs, der die Ruhe auf der Flucht darſtellt, ſitzt die junge Mutter unter einer alten Eiche und hält ihr Kind an der Bruſt.

Abb. 16: Lucas Cranach, Die Ruhe auf der Flucht / Holzschnitt 1509

Abb. 17: Lucas Cranach, Die hl. Familie mit dem Engelsreigen
Holzschnitt um 1515

Joseph tritt ehrfürchtig heran, um nach den Wünschen der Mutter zu fragen. Viele kleine Engel turnen und spielen herum: einige pflücken Erdbeeren, andere sitzen gedrängt auf einem Ast und singen und jubelieren, die meisten aber sind am Brunnenrand, wo sie Wasser schöpfen, trinken und spielen. (Abb. 16.)

Die Flucht nach Ägypten ist von der deutschen Kunst stets mit besonderer Liebe und Phantasie dargestellt worden. In Italien wurde dies Thema seltener behandelt und dann meist in den nördlichen Gegenden, wahrscheinlich unter deutschen Anregungen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts tritt immer häufiger an Stelle der Flucht die Ruhe auf der Flucht oder das häusliche Leben in der Fremde. Das Bild von der jungen Mutter, die draußen im Feld unter einem Baum sitzt und ihrem Kinde die Brust reicht, während der Vater ihr behutsam einen kleinen Dienst erweist, ist so alltäglich und doch so holdselig, daß bei seinem Anblick der deutsche Meister der angeborenen Lust am Fabulieren unterlag und der biblischen Legende einen heimatlichen Inhalt verlieh.

Aus der biblischen Legende ist in Cranachs Holzschnitt eines jener deutschen Märchen geworden, die uralte Mythen in traumhaften Verwandlungen und Verkleidungen darstellen. Diese vielen kleinen Kinderengel kommen nicht aus der biblischen Legende her, wo sie von einem ganz anderen Sein und Schein bestimmt sind, auch nicht aus dem klassischen Altertum, denn ihre Herleitung von den Genien der Antike ist bloß kunstgeschichtlich bemerkenswert und sagt nichts von ihrem wirklichen Leben aus. Uns scheint vielmehr, daß sie alle aus dem Kinderbrunnen der Frau Holle herkommen, von dem wir noch heute unseren Kindern erzählen. Wie sie da am Brunnenrand, am Rasen und in den Zweigen der Eiche ihr holdes Spiel treiben, sind sie in Wahrheit die guten Holden, die sich hier so gering verkleidet haben, daß man sie leicht erkennt. Man muß bedenken, daß in all den Bildern Cranachs, Dürers, Altdorfers u. a. das Ereignis der Flucht und der Ruhe in unserer deutschen Heimat stattfindet und daß es doch unsere deutsche Heimat ist, aus der all die guten Geister heraufbeschworen wurden, um die liebe, holde Frau und ihr Kind zu ergötzen. Die Kleinen kommen überall daher, wo die Mutter Erde tief und geheimnisvoll ist, aus dem grünen Dunkel des Waldes, aus der Brunnentiefe, aus der Bergeshöhle, aus den Wiesenblumen und aus den Weizenkörnern. Die Lichtalfen, Dunkelalfen, Zwerge, Wichte, Wichtelmännchen, Pechmaule, Heimchen, das gute Volk, die guten Nachbarn, die Lieblinge, die Heiden, Maren, Schräzel, Blaserle usw. lebten im Glauben des Volkes üppig weiter und zu Cranachs Zeiten mögen sie nicht nur in der Gesindestube vor Kindern und einfältigen Leuten erschienen sein. Noch spät war es Brauch, den Engeln Speise zu bereiten und hinzustellen, genau so, wie man den guten Hausgeistern einen Napf mit Milch an den Herd stellte, um sich ihre Gunst zu erhalten. Wie die kleinen Engel, so lieben auch die guten Holden Musik; sie tanzen unermüdlich Reigentänze, (Abb. 17), treiben allerlei lustige Kurzweil, tun den Menschen viel Gutes und spielen be-

sonders gern mit Kindern. Solche spielenden Hausgeister sind die frommen Gütchen, denen man Schuhe, Bogen, Pfeile und andere Spielsachen hinlegt, damit sie sich vergnügen können und die Kinder schlafen lassen. Vom Christentum zumeist herabgewürdigt, wird der eine und der andere des guten Volks zum bösen Kobold und Kinderschreck, andere zu gefallenen Engeln Luzifers. Manchen gelingt der Aufstieg in die Schar der himmlischen Engel, wie etwa dem Elbenkönig Elberich, der Engelsnatur annimmt und sich sogar an der Bekehrung der Heiden beteiligt. Sie sind ja alle selbst aus der anderen Welt, dem Engellande, hergekommen, oder sie sind verwandelte Sterbliche. Wir sagen noch heute unseren Kindern, daß ihr verstorbenes Brüderchen oder Schwesterchen ein Engel geworden sei.

Erwägt man diese Beziehungen und betrachtet die zahllosen kleinen Kinderengel in den Werken Dürers, Cranachs, Altdorfers, Baldungs usw., so wird es nicht schwer zu entscheiden sein, ob sie aus dem Geist der Bibel, aus der Welt der Antike oder aus dem Schatzkästchen der deutschen Sagen und Märchen hergekommen sind. Die Kunst des Mittelalters, im Bezirk des anerkannten Glaubens verharrend und von ihm allein beauftragt, vermochte dem Volksglauben nur in ganz kleinen Dingen, gewissermaßen am Rande, einen geringen Platz einzuräumen, etwa in den Zieraten der Kapitelle, des Gestühls usw. Nun aber war das mittelalterliche Weltgebäude, diese Hierarchie des Weltalls, zusammengebrochen, und hinter dem strahlenden, alles überblendenden Goldgrund der Bilder, der langsam abbröckelte, erschien eine Welt von Wiesen, Bäumen, Quellen, Tieren und irdischen Menschen, eine wiedergeborene Welt, die man im Volke zwar nie ganz vergessen, aber doch aus allen heiligen Bezirken verdrängt hatte. Die Götter und Sagen der Antike, in Büchern und Kunstwerken überliefert, gelangen als ein neuer Formenschatz ohne eigentliche Glaubensinhalte in die neue Zeit; die einheimischen alten Mythen aber, die in zahllosen Verwandlungen und Entstellungen im Volksglauben lebendig geblieben waren, dringen nun in abermaliger Verkleidung christlicher und sogar antiker Art, aber doch mit starker Ursprünglichkeit, in die deutsche Kunst ein und wenden diese auf das Volkstümliche zu. So gewinnt die deutsche Renaissance eine Bedeutung, die noch wenig erkannt ist.

Das kleine gute Volk, das da in den Bildern Dürers und seiner Zeitgenossen so keck und übermütig spielt, tanzt, hüpft, singt und Unfug treibt, kommt also aus einer noch sehr heidnischen Schicht des Volksglaubens. Es hat darum auch manchen zornigen oder liebenswürdigen Tadel der Geistlichkeit über sich ergehen lassen müssen. Detzelt, der Verfasser einer christlichen Ikonographie, sagt zornig: „Solche läppischen, in gaukelnder Stellung spielenden Kinderengel der Renaissance und besonders des Rokoko und des Zopfes unterscheiden sich in nichts von den heidnischen Genien und Amoretten und sind der streng christlichen Kunst vollständig unwürdig." Künstle, der Verfasser einer hervorragenden Ikonographie, sagt einen Tadel, hinter dem sicher ein leises Schmunzeln steckt: „Merkwürdigerweise hat die deutsche

Renaissance den glücklichen Gedanken, die Engel dem Jesuskind als Spielgefährten beizugeben, arg mißbraucht. Bei Dürer helfen die Engel dem hl. Joseph Späne einsammeln. Bei Altdorfer, Cranach und Hans Baldung werden die Engel ganz übermütig ... Die Putten sind so wenig ihrer himmlischen Heimat eingedenk, daß sie sogar auf Bäume klettern und Nester ausheben." Immerhin spürt man hier noch das Wohlwollen, das das ganze deutsche Volk gerade diesen lieben, kleinen, unartigen Engeln entgegenbringt. Auf allen Wegen, auf Wiesen, in Wäldern, in Gärten, im Abendnebel, im Blütengewölk, in der Sturmnacht: überall begegnet man, wenn man nicht ganz blind ist, den Kleinen. Wenn man sie auch nicht gerade so genau sieht, wie Dürer und Cranach, die ja besonders begnadete Augen hatten, so fühlt man doch ihren abwechselnden Reigen in der Natur, das Auf und Ab ihres zwiefachen Tanzes und ihre Lieder, von denen die ganze Schöpfung widerhallt. In dem Weinkeller eines bösen Wirtes spukte einmal ein solches Kerlchen und trieb so lange Unfug, bis man es weit weg in eine alte Linde bannte. Hier hauste es nun schlecht und recht in einem Astloch. Nachts saß es oft auf einem Aste und spielte auf seiner Geige. Je toller die Schneeflocken trieben, um so schöner und lieblicher geigte der Kleine drauflos. Ein Bauer, der zufällig vorbeikam und das Spiel hörte, fing gleich zu tanzen an und tanzte so lange, bis er umfiel. Von Stund an war der Bauer der beste Tänzer im ganzen Land.

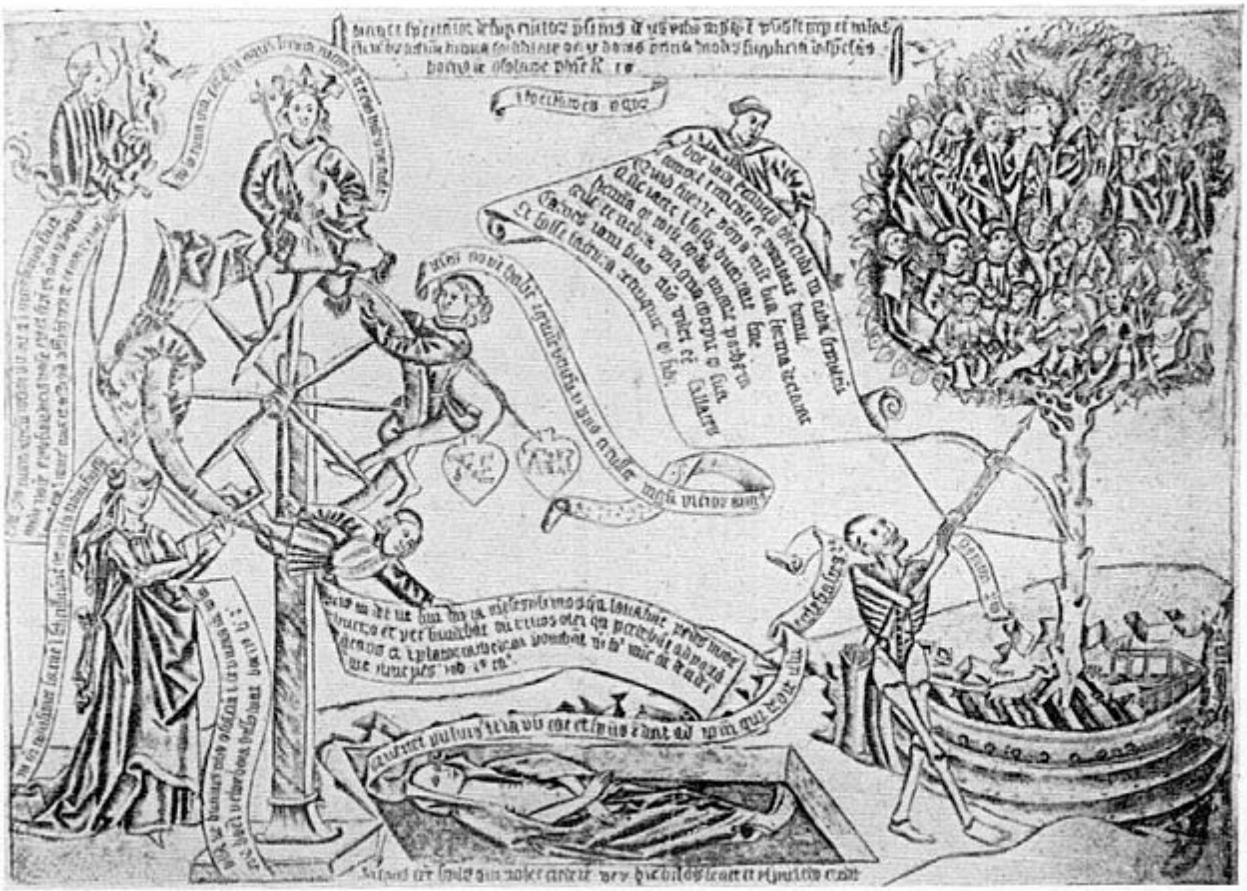

Abb. 11: Fortuna dreht das Lebensrad / Kupferstich 1464

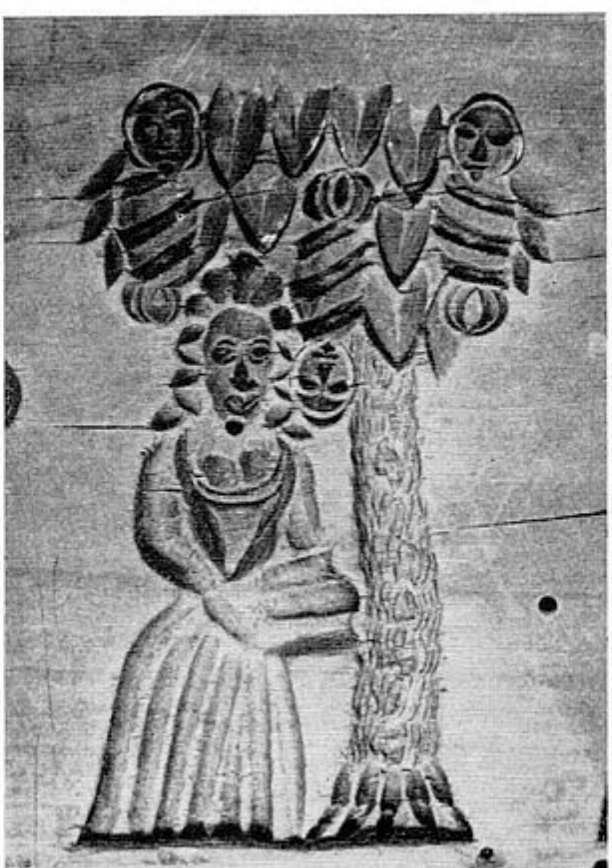

Abb. 12: Die Frau unter dem Kinderbaum

Abb. 15: Philipp Otto Runge, Der Morgen / 1808

4

Die Muttergottes mit den vielen Tieren

In dem ewigen Werden und Vergehen, in dem endloſen Auf und Ab der Schöpfung, bedeuten die höchſten und tiefſten Wendepunkte Geburt und Grab. In endloſer Reihung geſchieht der tägliche Aufgang und Untergang der Sonne und ihre jährliche Wende im Winter und im Sommer. Dort, wo ſie den tiefſten mitternächtigen Punkt ihres winterlichen Niedergangs erreicht hat und ſich zu neuem Aufſtieg wendet, wo im Ring des Jahres Ende und Anfang zuſammenſtoßen, wo Grab und Geburt in derſelben Nacht vereint ſind, wie in einer verzückten Liebesnacht, wo der Tod — liebestrunken und zeugungsſchwer — in einer geheimnisvollen Wende wieder Geburt und neues Leben wird: da iſt ein kleiner Spalt, eine ſpaltbreite Stunde, durch die der Glanz einer märchenhaften Außenwelt hereinbricht und die gewöhnliche Ordnung der Zeit und der Binnenwelt aufhebt. Es iſt die Liebesſtunde und Zeugungsſtunde der Zeit, die ſich ſelbſt vergißt, und von dem Rauſch dieſer Stunde fällt eine himmliſche Süße auf alle Welt und alle Kreatur. Eine Stunde lang ſteht die Zeit ſtill und hat Hochzeit und Weihnacht, hat hinter ſich Grab und vor ſich Geburt und glitzert im Sternenglanz und in der heiligen Pracht ihrer Symmetrie.

In dieſer trächtigen Stunde der Winternacht blühen auf einmal alle Bäume, Sträucher und Gräſer, unter dem Schnee iſt die Erde grün, am Weinberg blühen die Trauben, ein Apfelbaum hat ſich ganz vergeſſen und trägt reife Früchte, in den Brunnen wird das Waſſer zu Wein,

Werden alle Waſſer Wein
Alle Bäume Rosmarein.

Das Vieh im Stall und die Tiere im Wald bekommen Verſtand und Sprache und können wie Menſchen ſprechen, das Wild aus den Feldern kommt in den Stall

und unterhält sich dort mit dem Vieh, und alle Kreatur verweilt friedlich unter friedlichen Menschen. Man geht in den Garten und schüttelt ein Bäumchen und spricht: Bäumchen wach auf, Frau Holle kommt! Frau Holle, die Liebesgöttin und holde Frau, die Todesgöttin und Himmelskönigin. So viel Wunderbares geschieht in dieser Stunde des Werdens und der Wiedergeburt. Die Erde tut sich auf und aus ihrer goldenen Bergestiefe bricht funkelnd und strahlend der Sonnenglanz und Sternenschein der Göttin herauf. Es ist der Garten der Göttin, der sich auftut, der geheimnisvolle verschlossene Garten, in dem wir vor unserer Geburt waren und in den wir nach dem Tode wieder hineinkommen, die blühende Wiese am Brunnengrund, das Land der Walküren und Nornen, aus dem Freya im Schwanenkleid und Sonnenhalsband herausfliegt. Auf einem ihrer Umzüge hatte Frau Holle einen Mann entführt; am nächsten Tag fand man ihn tot am Felde liegen, in seinen Händen und zwischen seinen Zehen steckten noch Blumen, die niemand kannte und die es auf dieser Erde auch gar nicht gibt. In der Stunde der Sonnenwende ist die ganze Welt zum Garten der Göttin geworden, voll von jenen seltsamen niegesehenen Blumen und Träumen. Das Fest der Geburt ist auch das Fest der Toten. Geisterscharen der Verstorbenen halten Umzug. Manche Kirche ist plötzlich erleuchtet, und in den Bänken sitzen Leute, die seltsam und altmodisch gekleidet sind, und die Messe liest ein Priester, der schon lange verstorben ist. Manch ein Lebender ist nichtsahnend in die Kirche hineingegangen und hat zu spät gemerkt, was für Leute in den Bänken saßen, und nun mußte er auch bald sterben. Denn die Toten erscheinen nur, um uns Geburt, Hochzeit oder Grab anzusagen. Die Außenwelt, die Unterwelt, der Untersberg, das Totenland, das Seelenland, der verschlossene Garten, der Utgart, das Paradiesgärtlein, das Himmelreich: es ist in der Brunnentiefe oder in einem Berg, und die Toten heißen die Untersberger. Hier sitzt Wodan mit seinen Helden, oder Karl der Große, oder Friedrich Barbarossa, und wartet auf den Tag seiner Auferstehung. Frau Holle ist im Kyffhäuser Schaffnerin und wartet mütterlich des Kaisers und seiner Helden. Viele Weinfässer sind hier aufgestapelt, denn hier ist alles Wasser Wein. Im 15. Jahrhundert bekam Frau Holle den Namen Frau Venus. Frau Venus haust als eine schöne Zauberin im Berg, im Venusberg, in dem sie einmal den Tannhäuser gefangen hielt und nun immer die Toten gefangen hält. In einer Tiroler Sage heißt sie die Göttin im Berge und ihre Dienerinnen sind die Saligen oder Seligen Fräulein, die Nornen. Dieser Berg also tut sich in der Weihnacht auf, und manch einer hat bei einem nächtigen Gang zufällig in die Höhle hineingesehen: Funkelnde Schätze lagen da herum und Bergmännlein saßen auf dem Golde. Es ist aber sehr gefährlich, in den Berg hineinzugehen. Dort drüben im Berge nämlich gibt es keine Zeit, und manchem schon geschah es, daß er jung und neugierig hineinging, weil ein goldenes Vöglein vor ihm herflog und ihn hineinlockte, und daß er nach kurzer Zeit als ein Greis herauskam. Denn hier bei uns in der Bin-

nenwelt, wo die Zeit ist, war inzwischen viel Zeit vergangen und viele, viele Jahre. Aber drüben im Berg ist keine Zeit, und in der einen Stunde der Sonnenwende, da Geburt und Grab, Binnenwelt und Außenwelt zugleich sind und Jetzt und Ewigkeit auf dasselbe Datum fallen, ist die Schatzhöhle des Berges offen und verschwenderisch und voll Weissagungen. Alles was von drüben kommt, wie z. B. unsere Träume, ist voll Weissagungskraft und zukunftssichtig. Das Vieh im Stall hat Gesichte und spricht die Sprache der Menschen. Ein Knecht, der zur heiligen Stunde unbemerkt im Stall saß, hörte die Ochsen untereinander davon reden, daß sie nächstens den Herrn zu Grabe führen würden. Die furchtsamen Mägde schlafen in dieser Nacht auch nicht gern im Stall, denn es ist einem nicht sehr geheuer, wenn man die Tiere sprechen hört. Eine Sage erzählt sogar, daß in den Ställen das Vieh auf den Knien liegt, denn es ist eine heilige Stunde. Die zukunftssichtige Zeit der heiligen Nacht und der folgenden Zwölften ist auch heute noch bedeutungsvoll, besonders in der Neujahrsnacht, wo Blei gegossen oder anderweitig die Zukunft befragt wird. Ein Neujahrswunsch, ein oberrheinischer Holzschnitt von 1470, stellt das Christkind dar, das nicht etwa einen Papagei, sondern einen Kuckuck in den Händen hält. Freyas scheuer Frühlingsverkünder steht hier trotz allem noch nicht in dem schlechten Ruf, ein Vogel des Teufels zu sein, sondern er ist ein Glücksbringer und ein Glücksverkünder. Man zählt auch heute noch sehr gern seinen Ruf, der so süß und fern ist wie die Bläue des Frühlingshimmels, und weiß, wie lange man noch leben wird. Zu Füßen des Kindes spielen zwei Hasen. Die fruchtbaren Tiere spielen häufig auch zu Füßen der Muttergottes und sind ein Sinnbild der Fruchtbarkeit. Ein anderer Vogel mit dem Glückwunsch für ein gutes Jahr fliegt in die Ferne. Der Heilige Geist aber sitzt in Gestalt eines Vogels, dem man die Taube auch nicht besser ansieht als dem Papagei den Kuckuck, auf dem aufgeschlagenen Deckel einer Schachtel, in der eine Menge papierener Spruchbänder mit Glückwünschen durcheinander geraten sind. Der Hl. Geist hat ein Spruchband aus der Schachtel gezogen und hält es nun im Schnabel. Man denkt schmunzelnd an den Papagei, der am Jahrmarkt aus einem Zettelkasten die papierenen Schicksalslose herauszieht. (Abb. 18, nach S. 64.)

Die Weihnächte und die anschließenden Zwölften sind geheimnisvoll von umziehenden Gottheiten erfüllt. In diesen Nächten geht Freya von Haus zu Haus und schaut in die Stuben hinein, ob die Mädchen den Flachs von dem Spinnrocken abgesponnen haben. Sie belohnt die Fleißigen und bestraft die Faulen. Die Göttin wohnt gern unter einer Weide am Wasser. Dort hat sie ein einsames Häuschen und spinnt und haspelt zugleich mit dem großen Daumen, und all ihr Gespinst ist reines Gold. Frickenhausen, Frickenhorst sind solche Orte am See, wo einst Freya wohnte. Vom Spinnen hat sie den großen Daumen, in anderen Sagen hat sie einen großen Fuß oder gar einen Gänsefuß. Als Königin Gansfuß ist sie manchmal an französischen Kathedralen dargestellt, und in Toulouse schwor man einst bei der

Spindel der Königin Gansfuß. Karls des Großen sagenhafte Mutter Berta, die eine überaus fleißige und geschickte Spinnerin war, hat auch einen solchen Platschfuß gehabt. Der große Daumen, der Gänsefuß oder Platschfuß und die hängende Unterlippe sind Zeichen der alten weissagenden Spinnerin. In dem Märchen von den drei Spinnerinnen sind es drei alte Weiber, unter welche die drei Zeichen verteilt sind: das eine hat den Platschfuß vom Treten des Spinnrades, das andere die hängende Unterlippe vom Lecken des Daumens, das dritte den großen Daumen vom Zwirnen des Fadens. Wir erinnern uns, daß Frau Holle von vorne schön und lieblich ist, hinten aber einem hohlen Baume gleicht, und daß auch die nordische Huldra, die im blauen Kleid und weißen Schleier einhergeht, hinten einen Schwanz hat. Auch diese Zeichen werden oft in zwei Gestalten ausgedrückt: in Frau Holle als schöne liebliche Himmelsgöttin und holde Mutter, in Frau Berchta, in der Eisenberta, in der wilden Percht als alte Hexe, die eine hängende Unterlippe, einen Gansfuß und einen dicken Daumen hat und in der wilden Jagd die Seelen der Verstorbenen anführt. In manchen Sagen hat diese erniedrigte Todesgöttin einen Strohhintern mit einem Stutenschweif oder Kuhschwanz, oder mit einem Schwanz aus Stroh und Flachs. In einem Tiroler Märchen hält die gute Frau Percht, die Seelenmutter Frau Holle, mit der Schar der ungeborenen Kinder in weißen Hemden über Felder und Wälder hinschwebend ihren Umzug. Die Seelen der Kinder, der ungeborenen und der verstorbenen, sind die Elben und Heimchen und voll Sehnsucht nach dem Leben. In ganz Deutschland deckte man früher der holden Mutter und den Schrätlein den Tisch, und den Bergmännlein setzte man Milch und Honig hin. Es waren Speiseopfer für die Verstorbenen und für die umziehende Seelenmutter. Vor Johannis, der entgegengesetzten Sonnenwende, darf eine Mutter, deren Kinder schon gestorben sind, keine Erdbeeren essen. Zu Johannis nämlich führt die Muttergottes die Kleinen im Paradies in die Erdbeeren. Wenn eine Mutter vor Johannis Erdbeeren gegessen hat, dann gehen ihre Kleinen im Paradies leer aus, und Maria spricht zu ihnen: bleibt zurück, euren Teil hat eure genäschige Mutter gegessen. Gar gern weilt Maria auf einem Rasen mit Erdbeeren, denn diese schönen lieblichen Früchte sind ein Zeichen der paradiesischen Fülle und der Fruchtbarkeit. — In der Heiligen Nacht wandert in der Lausitz eine als Muttergottes verkleidete Frau mit den Christkindern oder Gotteskindern von Haus zu Haus. Es ist eigentlich Frau Holle, die Jahresmutter, die im christlichen Gewande mit den Kleinen umherzieht. Vielerorts in Deutschland wandert sie als Jungfrau Maria verkleidet in der Begleitung des Knechtes Ruprecht oder Krampus durch die nächtigen Straßen. Auch wenn Frau Holle in heidnischer Art aus dem Berge kommt und Umzug hält, schreitet ein alter Mann mit langem Bart, breitem Hut und weißem Stab voraus, nämlich der Getreue Eckhart.

In die auch anderorts durch alte heidnische Überlieferung erhöhte und geweihte Zeit hat die Kirche das Fest der Geburt Christi verpflanzt. So konnte das Fest sich

hier von dem Überschwang und der Fruchtbarkeit germanischer Gläubigkeit nähren und erfüllen. Nach einer Sage gebar Maria unter einem Baum tief im Winter. Da schlug der ganze Wald aus, die Rosen trieben Knospen und blühten, und nebenan entsprang eine Quelle. Das in ganz Deutschland verbreitete Kinderspiel mit Frau Gôde wurde schon erwähnt. Oft tritt an Frau Gôdes Stelle Mutter Rose oder die Muttergottes. Diese ist es nun, die die ungeborenen Kinder auf dem Schoß hält und mit Brei füttert, wie in Kuniberts Pfütz in Köln. Im Kinderspiel hält Maria ein Kind am Schoß, dieses ein zweites, das zweite ein drittes usw. Nun kommt die Alte mit dem Hinkefuß und holt ein Kind nach dem anderen ab. Solcherart sind in einem Kinderspiel das zweifache Antlitz des Lebens und die zweifache Gestalt der ewigen Mutter als Gebärerin und Todesgöttin dargestellt. Die Rolle der einen spielt hier Maria, während die Rolle der anderen der alten Frau Holle geblieben ist. Maria steht Wöchnerinnen gern bei, denn sie ist ja die Mutter aller Mütter. Sie ist die Mutter, in welcher Gott sich erneuerte, sie ist der Baum aus der Wurzel Jesse, sie ist der verschlossene Garten, in der das heilige Kind behütet wird. Wo sie hinkommt, blühen Rosen und die Erde wird grün. Gerne sitzen zwei Hasen zu ihren Füßen und spielen. Die Hasen sind alte Fruchtbarkeitssymbole und der Frau Holle eigen. In einer niedersächsischen Sage hält Frau Holle als Waldminchen, als Waldminne oder Waldnymphe, einen Umzug. Zwei Hasen halten ihre Schleppe und zwei andere tragen Lichter voraus. In der Höhle der schönen Frau ist eine himmlische Wiese, auf der die Seelen der Kinder spielen, Blumen pflücken und Kränze winden. Hinten in der Höhle aber ist eine Mühle, in welcher alte Männlein und Weiblein wieder zu Jünglingen und Jungfrauen umgemahlen werden. Frau Holle, die mütterliche segnende Göttin heilt in ihrem Berge oder in der Brunnentiefe Lahme und Kranke. Sie ist es, die Überfluß und Fruchtbarkeit verleiht und die Kinder ins Leben hebt. Frauen kommen, um Kindersegen zu bitten, zum Brunnen der heiligen Jungfrau Maria in Saalhausen. Denn auch Maria ist eine heilige Quellen- und Brunnenfrau und manchem Gläubigen an Quellen und Brunnen erschienen. Hier hat sie viele Heilungen vollbracht und manches Wunder getan. Darum werden am Himmelfahrtstage in England die Brunnen bekränzt. Ein Trunk aus ihnen macht gesund. Der Dresdener Queckbrunnen, in dem Frau Holle die Kinder hielt, wurde zu einer kleinen Marienkapelle umgebaut.

Die heilige Stunde und die heilige Nacht der Wiedergeburt, sei es der Sonne oder des Gottes, ist gekennzeichnet durch den Frieden aller Kreaturen. Es ist der Friede der Mutter, der Himmelskönigin und des strahlenden Sonnenkindes. Unsere Vorfahren nannten dichterisch das Weib: Friedensweberin oder Friedensverwandtschaft des Volkes. Wenn ein Mahl beendet ward, trank man Freyas Minne. Später ging dieser Brauch auf Maria über, der man den Trank brachte und „um Ernte Glück und Frieden" bat. Freya war es ja, die aller Kreatur den Eid abnahm, Balder

kein Leid anzutun. In der Heiligen Nacht haben Menschen, Tiere und Pflanzen glücklichen Frieden und vertrauen einander und sprechen eine Sprache. Die überlieferten Bedeutungsvorstellungen von den Schicksalsmächten und den drei Gaben bringenden Schicksalsschwestern wuchern in christlicher Verkehrung üppig um die Erzählung von der Geburt des Christkindes. Drei Engel spielen im Stall oder am Dach und tragen die Schicksalszeichen des Kindes; drei Hirten kommen und mit Gaben drei Magier, von denen der eine dunkel ist wie eine der drei Schwestern, die Unheil verkündet; alles ist schicksalsumwittert, der Glanz der Außenwelt bricht ein, Ochs und Esel können sprechen, liebend nahen Tiere und Blumen. Da die drei Schwestern, die Heilrätinnen, aus dem ewigen Brunnen der Hel herkommen, kehren sie auch in den spätmittelalterlichen Darstellungen des Paradiesgärtleins neben Maria mit dem Kinde und neben dem Lebensbrunnen als Heilige wieder. Das Paradiesgärtlein mit all seinen bunten Blumen und kleinen Tieren enthält innerlichst die Bedeutung jener strahlenden Außenwelt in der Stunde der Schicksalbringung bei der Geburt. Nach dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Kirche und ihrer zwingenden Gewalt schlägt im 15. Jahrhundert die lang unterdrückte Überlieferungswelt wieder in die Oberfläche hinauf und dringt lebensfrisch in die kirchlichen Bildgegenstände ein. Den Blick wohlwollend wieder den irdischen Dingen zugewandt und zugleich von der eingeborenen Kraft der Bedeutungsvorstellungen erfüllt, ermißt der deutsche Künstler die Binnenwelt der Natur mit Maßen, die im Schicksalshain und Paradiesgärtlein erprobt sind. Die Natur ist Vorbild der neuen Kunst, aber ihre inneren Maße sind erworben in der Weltweite arteingeborener Bedeutungsvorstellungen. Ein Aquarell Dürers, das ein Rasenstück darstellt, ist eine geheimnisvolle Natur, von der er bekennen muß, „daß kein Mensch aus eigenen Sinnen nimmermehr kein schön Bildnuß künn machen, es sei dann Sach, daß er solchs aus viel Abmachen sein Gemüt vollgefaßt. Das ist dann nit mehr Eigens genannt, sunder überkummen und gelernte Kunst worden, die sich besamt, erwächst und seins Geschlechts Frücht bringt. Daraus wird der versammlet heimlich Schatz des Herzens offenbar durch das Werk und die neue Creatur, die Einer in seinem Herzen schöpft in der Gestalt eines Dings." So wird in dieser Zeit aus dem mittelalterlichen Bild der Muttergottes eine Mutter, um die herum sich statt des schicksalslosen Goldgrundes die mütterlichen und bedeutungsträchtigen Dinge der Welt und das Werk und die Kreatur drängen, die einer schafft in seinem Herzen in der Gestalt eines Dings. Leise und fast unsichtbar und in die Ferne unverbindlicher Gleichnisse gerückt sind in der „Maria mit den vielen Tieren" die biblischen Beiwerke von den Heiligen drei Königen und der Verkündigung an die Hirten. Aber laut und voll spricht das Bild der jungen Mutter und der alliebenden Welt, selig birgt und offenbart die Natur die heimlichen Schätze des Herzens. Eine junge schöne Frau sitzt auf einer Rasenbank, sie hält ihr Kind am Schoß und ist unendlich glücklich. Üppig und schwelgerisch drängen sich die Dinge heran, die Gräser, Stau-

Abb. 20: Maria im Ährenkleid / Holzschnitt um 1450

den, Blumen und Tiere, und spielend greift das Kind in das Füllhorn der Welt, in der ihm das Schicksal bereitet ist. Das ist eine innige Welt, nicht anders als ein Rasenstück, eine weltweite Natur, die in der Gestalt eines Dinges den Einbruch jener geheimnisvollen gnädigen Stunde erfährt, in der alle Kreatur zu blühen und zu sprechen vermag. Aus ferner, schon halb verschollener Überlieferung von der Frau Holle als einer Göttin der Tiere, die selbst zuweilen Kuhgestalt annimmt oder an der Spitze einer Herde umherzieht, schwingt in der Vorstellung von der ewigen Mutterschaft, die an den Wurzeln des Lebensbaumes alle Schicksale beschlossen hält, die Bedeutung von der Herrin der Tiere mit. (Abb. 19, vor S. 65.)

Nach den aufgeregten Jahren der Apokalypse und dem heißen Bemühen um die Form, gibt Dürer sich selbst glücklichen Urlaub, die ausgebreiteten Schätze der Welt Stück für Stück wie ein Geschmeide zu beschauen und in solcher Beschaulichkeit liebevoll zu versinken. Die blauen Schwertlilien, die Päonien und Stockrosen sind heimliche heilige Schwestern, die der Mutter und dem Kind ihre Gaben zeigen. All die Tiere, der halbgeschorene Pintscher, der Fuchs, der Uhu, die Schleiereule, der Grünspecht, das Rotschwänzchen, der Frosch, der Hirschkäfer usw. sind märchenhaft in dem Umkreis dieser Mütterlichkeit einbezogen. Spielend und in sich versunken, arglos und wohlbehütet ist hier ihr Leben, und ihre Vertraulichkeit ist so eindringlich und rührend, wie die Muttersprache, die Menschen und Tiere, Blumen und Dinge in der Nähe der Mütter am Brunnen des Lebens gemeinsam haben.

In Thüringen hört man in den Zwölften ein wunderbares Rauschen in der Höhe; dort fliegt Frau Gere — Frau Holle — als eine Taube umher und hält mit dem Fuße ein kleines Stühlchen, auf das sie sich setzt, wenn sie müde ist. Wo sie sich so niederläßt, da grünt und blüht es fruchtbar im Sommer, und wo sie vorbeifliegt, da werden die Felder in schwerer Fülle stehen. In Frau Holles Berg ist ja alles Pflanzenwachstum vorgebildet, ist die ganze goldene Fülle des Korns und der Früchte für die Jahresernte bereitgestellt. Gleicherweise wirkt die gute Mutter im Hochsommer und im Herbst im Segen der Ernte. Als Herbstkönigin und Herbstfrau wohnt sie im reifen Ährenfeld. Aus Freyas Beinamen Volla, Fulla, Fülle (domina Abundia, franz.: Dame Abonde) rauscht sommerlich der Überfluß der segnenden Göttin und das goldene Ährenkleid der Mutter Erde. Aus dem Beinamen wird eine Dienerin Fulla, welche die himmlischen Juwelen der Herrin nachträgt. In Schweden hat Maria eine Schlüsselmagd neben sich, welche die Schlüssel zu den reichen Vorratskammern mit sich trägt. Als Korngeist erfüllt die gütige Mutter jede einzelne Ähre und jedes Korn, sie ist die Seele des Getreidehalms. In Schlesien, Österreich und Schwaben ist der Glaube verbreitet, daß auf jedem Weizenkorn oder Spaltkorn die Muttergottes mit dem Kinde winzig abgebildet sei. Die Legende erzählt von einem Muttergottesbild, das von Roggen und Weizen umwachsen ward. Das Marienkäferchen, auch Frau Holles heiliges Tier, verkündet

durch die Anzahl seiner Punkte eine reiche oder schwache Ernte. Im Salzkammergut und in Bayern ist Maria im Ährenkleid ein hochverehrtes Andachtsbild und Wallfahrtsbild, wie z. B. in Bogen bei Straubing. In diesen Bildern ist Maria dargestellt in langen goldgelben Haaren, im roten Ährenkleid. Um den Hals trägt sie ein Geschmeide aus Sonnenstrahlen. (Abb. 20.) Zuweilen sieht man im gesegneten Leib das Kind in einer Aureole. Es ist ein sehr deutsches Bild und — wenn man mit Bonifatius deutsch und heidnisch für gleichbedeutend hält — auch ein sehr heidnisches Bild. Berühmt war schon im 14. Jahrhundert in Mailand das Bild einer Ährenmadonna, das die Deutschen, die in Mailand lebten, als ihr nationales Andachtsbild und Bruderschaftsbild verehrten. Wie sehr gleicht doch das Halsband aus den Strahlen der Sonne dem Brisingamene, dem leuchtenden Halsschmuck der heidnischen Himmelskönigin, der Freya, der die Sonne bedeutet.

An dem Bilde der Muttergottes im Ährenkleide ist gewiß in hohem Maße die Bibelauslegung durch den mittelalterlichen Geistlichen beteiligt. Christus nennt

Abb. 21: Die hl. Familie / Holzschnitt vor 1500

ſich das Weizenkorn, woraus dann folgerichtig Maria zum Acker wird, aus dem das Weizenkorn entſproſſen iſt. Maria empfängt an Mariä Verkündigung (25. März) das himmliſche Weizenkorn, und darum ſoll an dieſem Tage auch die Erde ſich für den Empfang der Saat öffnen. In einer Pinzgauer Sage läßt Maria mitten im Winter aus dem Schnee drei Ähren wachſen. Gregor von Tours erzählt, daß der Marienacker im Winter das himmliſche Korn hervorſprießen ließ und daß Maria in einem Kloſter zu Jeruſalem in einer Nacht alle Scheuern mit Weizen füllte. Aber dieſe Auslegung des „Weizenkorns" und das Ausſpinnen der Bibelſtelle lebt doch offenſichtlich nur von den Vorſtellungen und Bildern und Sinnbildern des Volkes. Dieſe chriſtliche allegoriſche Ausbeute der Exegeſe ſchließt ſich notwendig an die althergebrachten heidniſchen Sinnbilder an. Die Exegeſe der Schrift dient eifrig dem kirchlichen Bemühen, altes unausrottbares Vorſtellungsgut des Volkes im Sinne der Exegeſe zu verkehren und chriſtlich zu machen. Solcherart freilich werden aus den vollblütigen Sinnbildern des Volkes ſehr dünne, volksfremde kirchliche Allegorien. Das Sinnbild iſt urſprünglich und notwendig, es geht einmalig allen Begriffen und Worten voraus und hat viele Deutungen. Wer nicht in Sinnbildern, ſondern in Begriffen denkt, muß ein Sinnbild erſt deuten, d. h. in Begriffe überſetzen, um es zu verſtehen. Das Volk denkt, wenn es über Gott und Welt nachdenkt, in Sinnbildern, nicht in Begriffen, und es wird daher ſeine Sinnbilder auch nicht deuten wollen. In der Allegorie dagegen iſt der Begriff urſprünglich und ſie iſt nachträglich und willkürlich, ſie hat gar keine Deutungen, denn ſie verdeutlicht ja einen Begriff durch irgendein Bild. Die Mutter Erde, die Erntegöttin im Ährenkleid iſt ein Sinnbild. Ein Sinnbild, das trächtig iſt von dem Sinn der Erde und von dem ſichtbaren Bilde ihrer Fruchtbarkeit. Maria als Acker für das Weizenkorn Chriſti iſt eine ſehr kirchliche und abſtrakte Allegorie, die darum mit dem wirklichen Weizen und wirklichen Acker gar nichts zu tun hat. Sofern dieſe Allegorie aber zur Vorſtellung des Volkes wird, wird ſie gleich wieder Sinnbild und hat darum auch ſofort mit dem wirklichen Weizen und dem wirklichen Acker ſehr viel zu tun. Indem die kirchliche Allegorie alſo im Volke zum Sinnbild wird, wird auch die Muttergottes im Ährenkleid wieder das, was ſie urſprünglich war, nämlich eine heidniſche Erntegöttin und Ackergöttin. Nie hätten die Vorſtellungen von der Muttergottes ſo vielfältig in unſerer Heimat Wurzel faſſen können, wenn ſie nicht von den Kräften und Quellen der eigenen Überlieferung genährt und zu eben jenen fülligen Sinnbildern gemacht worden wären, die ſchon vorhanden waren.

Freyas Liebesvögel, die Schwalben, heißen in Tirol Muttergottesvögel, und ſie ſchützen das Haus vor Feuer und Blitz. Wenn man an Freyas Tag, am Freitag, einen Topf zerbricht, macht ihn Maria wieder ganz. Freya ſpinnt auf goldenem Rocken und goldener Kunkel. Das funkelnde Sternbild des Orion iſt der Spinnrocken der Göttin und heißt nach Frigg, der nordiſchen Freya, Friggenrock, woraus

später Marienrock wird. Als Nachfahrin der alten schönen Spinnerin und Flachsmutter wird auch Maria eine fleißige Spinnerin und Weberin. (Abb. 21.) Flachs spielt im Leben der Frau und im Wirken der deutschen Göttin eine große Rolle. Aus Flachs spinnt die weise allwissende Spinnerin unseren Lebensfaden und Schicksalsfaden. Man erkennt im Brauchtum, das mit Anbau und Ernte des Flachses zusammenhängt, die Mutter Erde, aus deren Schoß alles Leben hervorkommt und in den es wieder zurücksinkt. Man läßt nach der Ernte noch ein Flachsbüschel stehen, um dem Mutterschoß der Erdgöttin, der durch das Abernten des Flachsfeldes entblößt wurde, eine Hülle zu bereiten. Mit dem Flachs hängen Vorstellungen von dem Gespinst der Schicksalsschwestern und von Muttersegen innig zusammen. Die Eigenschaften der Flachsmutter gehen auf Maria über, und ihr gilt der Flachssegen:

„Ich grüße dich
Mei lieber Flachs
Tu nimmer nix
Wie immer wachs
Lang wie a Weid
Klar wie a Seid
Der Mutter Gottes auf a Kleid."

Dieselbe Weise klingt aus einem alten Kinderlied:

„Im Garten steht ein altes Hühnernest,
Stehn drei seidene Dockchen drin,
Eins spinnt Seiden,
Eins flicht Weiden,
Eins schließt den Himmel auf,
Läßt ein bißchen Sonn heraus,
Läßt ein bißchen drin,
Daraus die Liebfrau Maria spinn
Ein Röcklein für ihr Kindelein."

Der Duft dieser lieben Verse ruft alte Namen herüber, Namen von Spinnerinnen und Schicksalschwestern, die feine goldene Seide für das Glückskind spinnen und Weide für den Toten flechten, denn die Weide gilt als ein Totenbaum. Selbstverständlich und lieblich ist die Norne als Maria in den Flachssegen und in das Kinderlied eingetreten, man merkt den kleinen Namenstausch kaum. Maria als Spinnerin, Flachsmutter und Geburtshelferin wird in Kindsnöten angerufen. Wöchnerinnen brachten unserer lieben Frau zu Biberach Garn, und Gebärenden legte man einen Gürtel aus Werg oder Hanf um den Leib. In Frauenberg bei Hartpfennig steht eine Kapelle: hier opferte man früher Flachs, der nach dem

Abb. 22: Die Sonnenfrau / Holzſchn. 1492

Volksglauben von drei Jungfrauen abgeholt wurde. Um das Gedeihen des Flachſes zu fördern, tanzten zu Maria Lichtmeß die Frauen im Sonnenſchein. Aus dem hellen Flachs des Sonnenſcheins ſpinnt auch Maria das Röcklein für ihr Kindelein. Maria bat ſich vom lieben Gott den ſtillen Nachſommer aus, den Altweiberſommer, um damit den Kindern und alten Leuten ein gütiges Geſchenk zu machen, die im nächſten Frühling zur Welt kommen oder ihn ſchon nicht mehr erleben werden. In der warmen goldenen Sonne ſchwebt ſie dann mit ihren Elben oder mit den elftauſend Jungfrauen über Felder und Hügel. Vor jeder der elftauſend Jungfrauen fliegt ein Engel mit goldenem Rocken voraus und ſpinnt ſilberne Fäden, und bald iſt das ganze Land wunderbar überſponnen von dem himmliſchen Geſpinſt des Nachſommers. Es war einmal ein armes Mädchen, das ſpielte im Walde mit Marienkäferchen. Da kam ein Wagen, vor den Marienkäferchen eingeſpannt waren, und fuhr das Mädchen durch die Luft bis in den Himmel, bis zu Frau Holle. Frau Holle ſaß vor ihrem kleinen Häuschen beim Spinnrad und ſpann. Das Mädchen blieb fünf Jahre bei der gütigen Frau, dann ſchickte dieſe es mit einem reichen Brautſchatz an Linnen wieder auf die Erde zurück.

Als Himmelsgöttin gebietet Frau Holle auch über Regen und Sonnenſchein. Sie hat langes goldgelbes Haar und ihr Leib iſt weiß wie Schnee. (Abb. 22.) Wenn ſie ihren Schleier wäſcht, dann regnet es, und die Leute ſagen: Frau Holle wäſcht. Aber ſonntags hängt ſie ihn an einen Roſenſtrauch oder an eine Weide an, um ihn zu trocknen, und dann iſt ſchönes Wetter. Noch im 15. Jahrhundert mußte es verboten werden, die Sonne für eine Göttin zu halten und ſie „heilige Frau" zu nennen. Die Tochter der Göttin und heiligen Frau heißt Goldfeder, d. h. Sonnenſtrahl, und darum ſingt man in Niederdeutſchland:

„Regen Regen ruſch
Der König fährt zu Buſch,
Laß den Regen übergehn,
Laß die Sonne wiederkommen!
Sonne komme wieder
Mit deiner Goldfeder."

In einem alten Kinderlied bitten die Kinder die liebe Frau um ſchönes Wetter, wobei es offen bleibt, ob mit der lieben Frau die Frau Holle oder Maria gemeint iſt.

„Liebe Frau mach die Türe auf,
Laß die liebe Sonne herauf,
Laß den Regen drinnen,
Laß den Schnee verbrennen.
Die Engel ſitzen hinter dem Brunnen
Warten auf die liebe Sonne. —
Die Sonne kommt, die Sonne kommt,
Die Engel fallen hinter den Brunnen."

Abb. 23: Maria Waſch / Holzſchnitt um 1500

Von Frau Holle hat Maria das Amt der Regengöttin und Wäſcherin übernommen. Als ſolche heißt ſie Maria Sif oder Maria Waſch, und wenn es Maria Sif regnet, regnet es vierzig Tage. Maria Sif iſt Maria Heimſuchung, am 2. Juli. Sif kommt von ſifen, d. h. fein regnen, rieſeln. Am 2. Juli hat Maria große Wäſche, da reibt und klopft ſie mit dem Wäſcheklopfer die Hemden und Windeln ihres Kindes, und die Bauern ſchauen beſorgt zum Himmel, denn wenn es jetzt regnet, regnet es vierzig Tage und man kann die Ernte nicht einbringen. (Abb. 23 und 24.) In Bayern nennt man eine ſchwarze Regenwolke Großmutter mit der Lauge, womit eine heftige Wäſche gemeint iſt. Die ſchwarze ſchlimme Seite der Regengöttin wagt man doch nicht auf die Muttergottes zu übertragen, man macht daraus eine böſe Wetterhexe (Abb. 25) oder, wenn es ſchon der Name einer Heiligen ſein ſoll, eine ſchwarze Margret oder böſe Margret. Die ſchwarze Margret reitet im ſchwarzen Kleid auf einem weißen Roß über den Gewitterhimmel. Die

hl. Katharina macht ſchönes Wetter, offenbar hielt man ſie für eine Sonnenheilige und ihr Rad für ein Sonnenrad. Darum heißt der Spruch:

„St. Kathreine / Laß die Sonne ſcheinen / Laß den Regen übergehn."

Im Gewitter ſchieben weiße Frauen mit goldenen Kugeln Kegel. In einem alten Tiroler Kinderreim läßt Maria, wenn es donnert und blitzt, goldene Kugeln vom Himmel fallen. Maria melkt die Wolken oder ſieben Kühe und treibt ſie dann mit einem Stock vor ſich her. In Belgien fährt ſie auf einem Schiff zwiſchen zwei Regenbogen auf und ab. In einem Lied kämmt ſie ihr langes goldenes Haar und bittet Gott, daß der Regen aufhören möge. Auch wir rufen das Marienkäferchen um gutes Wetter an.

Soweit wir uns zurückerinnern können, wußten wir es immer, daß Frau Holle ihre Betten aufſchüttelt, wenn es ſchneit. Andere glauben, daß es die Engel der Maria ſind, welche die Betten ausſchütteln. Holle heißt mancherorts Hilde. In der Sage von Hilde Schnee gründet Kaiſer Ludwig in Hildesheim die Kirche zur Ehre Marias. Maria Schnee heißen auch andrerorts Kirchen, die mit ähnlichen Sagen verknüpft ſind wie die von Hildesheim. Mitten im Schnee breitet Frau Hilde oder Frau Holle den Flachs in der Sonne aus. Hilde zeigt bisweilen die

Abb. 24: Maria Waſch / Holzſchnitt um 1480

kriegeriſche Seite der Holle. Auch davon iſt mancherlei in eine Marienlegende eingegangen. Maria tritt hoch zu Roß für einen Ritter in einem Turnier ein und kämpft und ſiegt für ihn. Auch erſcheint ſie in der Schlacht reitend und verteidigt ihre Krieger und verdeckt mit ihrem Mantel die Sonne, die ihren kämpfenden Verehrern ins Geſicht ſtrahlt und ſie blendet.

Abb. 25: Hans Weiditz, Die Wetterhexe / Holzschnitt 1532

Gewiß sind umgekehrt aus mancher Marienlegende Züge auf Frau Holle übergegangen. Die Jungfrau Maria gab solcherart der heidnischen holden Frau zurück, was sie von ihr geborgt hatte, um in Deutschland einheimisch werden zu können.

Immer wieder sind im Volksglauben die Grenzen zwischen heidnischen und christlichen Vorstellungen verwischt. In Freya — Frau Holle — hebt das deutsche Volk ehrfürchtig das Bild und Sinnbild der Frau in den Sternenhimmel, in den Frühling und in den Herbst, in das Gold der Sonne und auf die Sichel des Mondes, das Bild der Frau, der Gefährtin des Mannes, der Mutter, der Bewahrerin und Friedensschaffnerin des Volkes. Nicht der ausschweifende zuchtlose Mysterienkult einer asiatischen Göttin wirkt sich im Bilde der Freya und Holda aus. Freya, die Himmelsgöttin, wacht über Gesetz und Ehe. Gesetz und Ehe sind die Formen, in denen Geist und Blut sich bewahrt, behütet und überliefert. Auch Thors Gattin Haewe oder Sif ist Göttin der Ehe und Sippe. Inniger und fülliger, reicher und fruchtbarer als der mittelalterliche Marienkult ist das Leben und Wirken der Göttinnen, Feen, Elfen, Nixen, Waldfrauen, Brunnenfrauen, Huldren und Holden im Andachtsbezirk der Germanen. Wie sehr glich die neue schöne christliche Himmelskönigin, nachdem sie mit den eigenen, uralten heidnischen Gefühlswerten und Vorstellungen erfüllt ward, wie sehr glich sie nun der früheren Göttin und Frau und gütigen Mutter.

5

Die Nornen und die Heiligen Drei Könige

Die Überlieferungswelt des Volkes wandert alterslos und mündlich von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter und unterwirft auch das chriſtliche Vorſtellungsgut, das in ſie eindringt, der eigenen Weſensart und Geſetzlichkeit. Im Dunkeln, unterirdiſch und für die kirchlichen Mächte nicht ſo faßbar wie das geſchriebene Wort und das dargeſtellte Bild ſickert die alte Kunde als Sage, Märchen, Lied, Volksglaube, Brauch und Sitte weiter durch die Jahrhunderte und nährt auch die Werke der Hochſchicht, ſofern dieſe noch mit dem mütterlichen Boden verwurzelt ſind. Im „Heliand" wird der Tod mit dem Namen der dunklen Schickſalsſchweſter Wurd (Urd) genannt, der älteſten der drei Nornen, die an der Wurzel des Lebensbaumes weilen; der Heilige Geiſt ſitzt in Geſtalt einer Taube auf den Schultern des Heilands, genau wie der wiſſende Rabe auf den Schultern Wodans; in der Bergpredigt iſt Chriſtus ein mächtiger Volkskönig, der mit Fürſten und Herzögen im Angeſicht des ganzen Heeres und Volkes eine Beratung unter freiem Himmel hält; die Hirten bei Bethlehem ſind Wehrmänner und Roßhirten, welche die Stuten und das Vieh bewachen; die Heiligen Drei Könige ſind drei wehrhafte Gaumänner aus dem Oſten und ſchnelle Degen; ſie ſitzen beim reichen König Herodes, dem trugſinnigen und mutigen Manne, in einer hölzernen Halle auf Bänken, während der König auf ſeinem Königsſtuhl thront; ſie bringen Gottes Friedekind gewundenes Gold, und man ſieht es ihnen an, daß ſie von adliger Geburt und guter Kempen Abkunft ſind. — Es iſt leicht zu erkennen, wie groß und leidenſchaftlich die Umwertung iſt, welche die Legende von den Heiligen Drei Königen in der nordiſchen Überlieferungswelt erfährt.

Der Zauber und die thronende Heiligkeit der Dreizahl ſind begründet in ihrem mächtigen Gehalt an Symmetrie. Symmetrie iſt die einfältigſte und zugleich gewaltigſte Art, die vielfältigen und zerſtreuten Dinge im Raum zu ordnen und der

Abb. 18: Neujahrswunsch / Holzschnitt um 1470

Abb. 19: A. Dürer, Maria mit den vielen Tieren

formlosen Welt ein erstes Ebenmaß zu geben. Wenn die Natur ein Geschöpf erfindet, gibt sie ihm zu der Mitte seines Selbst als sein erstes und wichtigstes Ebenmaß die Symmetrie, das Gleichbild von rechts und links, in dem beide Teile gleich und doch zugleich spiegelverkehrt sind wie die rechte und die linke Hand. Wenn ein Gott das Chaos ordnet und zu schaffen beginnt, teilt er Licht und Finsternis zur rechten und zur linken Hand, und wenn er am Jüngsten Tag Gericht hält, hoch in der Mitte thronend, teilt er gleicherweise die Seligen und Verdammten wie Licht und Dunkel. Ein Baumeister verleiht seinem Werke heilige Würde oder strahlende Feierlichkeit, indem er notwendig die großen Gesetze der Symmetrie befolgt, nicht anders als ein Zeremonienmeister, der den Thron erhöht aufstellt und die Trophäen zu beiden Seiten verteilt. Ein Priester in der Mitte des Altars breitet betend die Arme aus und hat die brennenden Kerzen rechts und links in geometrischer Ordnung, nicht anders als die Sonne, die ungeheuer in der Mitte thronend, die Pracht der Strahlen symmetrisch im Kreis um sich herumlegt. So sonnengleich strahlend ist in der Kunst Gottvater in der erlauchten Mitte, zu seinen beiden Seiten Christus und Maria. Jede Feier, jeder Feiertag und jedes Fest, angefangen vom festlich geschmückten Gabentisch des Geburtstagkindes bis zur feierlichen Aufbahrung des Verstorbenen, von der hochzeitlichen Tafelordnung bis zum großartigen Triumphtor, von den kleinen funkelnden Zeremonien in der Juwelenordnung eines Geschmeides bis zur sprühenden Pracht eines Feuerwerks: jede Feier bezieht ihre Weihe, ihre sichtbare Würde und überzeitliche sakrale Form aus der Macht der Symmetrie. Die Dreizahl aber ist die kürzeste und gedrängteste Form der Symmetrie, die in uns den Eindruck des Feierlichen, des Heiligen, des Zeitlosen und ewig Gültigen auslöst. Im Bilde dargestellt wirkt Gottvater im Profil immer etwas profan, zufällig und allzumenschlich, nur en face, in erhabener Symmetrie wird sein Antlitz überzeitlich, göttlich und strahlend. Nicht aus den Phasen des Mondes, nicht aus irgendwelchen nennbaren Erfahrungen kalendarischer oder brauchtümlicher Art ist die Heiligkeit der Dreizahl abgeleitet, sondern umgekehrt: die der Dreizahl innewohnende symmetrische Ordnung ist ursprünglich, und ihre eindrucksvolle Macht erweist sich als eine ästhetische Kategorie, als eine Kategorie der Urteilskraft. Sie bedingt alle Dreizahlen kalendarischer, religiöser und brauchtümlicher Art. Die endlose Reihung von Geburt und Grab ist ein geometrisches Ornament mit unendlichem Rapport. Erst die Symmetrie und ihre kürzeste Form als Dreizahl verfestigen die Flucht dieser Reihung in einem mächtigen Ornament der Mitte. Zwischen Geburt und Grab ist die Hochzeit jene thronende Mitte, um die herum auch im Brauchtum sich viele Zeremonien und Bräuche anordnen. Zwischen Geburt und Grab, zwischen Aufgang und Niedergang ist der hohe Gipfel, der das Ende des einen und den Anfang des anderen in sich beschließt, denn in der zeugenden Liebe sind Tod und Zeugung zwillinghaft verbunden. Die zwei entgegengesetzten und spiegelverkehrten Wenden der Schöpfung betonen

durch die Symmetrie der Dreizahl die ursprüngliche Mitte, in der beide Wenden eins sind. Aus dem zwiefachen Antlitz des einen Lebens wird so ein Dreigesicht, in dem so wie früher Geburt und Grab, Werden und Vergehen gegenseitig abgewogen sind. Die Mütter wirken auch in der Dreizahl nur zweifältig, Geburt und Grab, lichtes und dunkles Schicksal, Gutes und Böses. Aus der heiligen Macht und Symmetrie der Dreizahl heraus sind zwei Mütter aus der einen ältesten Mutter, der Mediomatrix, der Mutter der Mitte, hervorgegangen und beide wiederholen gesondert und noch einmal deren helle und dunkle Seite. Die älteste ursprüngliche Mutter, die Wurd oder Urd, die Erhalterin des Lebensbaumes am Lebensbrunnen, die Allmutter Erde, in der Werden und Vergehen vereint sind, die wie eine Türe Ausgang und Eingang zugleich ist, diese Norne verteilt sich noch einmal zur rechten und zur linken Hand wie Licht und Finsternis. Oder sie verteilt nur ihre lichte Seite und behält die schwarze für ihre Mitte als Todesgöttin. Nun sind es drei Mütter, drei Nornen, drei Schwestern, und ihre Beinamen in Deutschland kennzeichnen sie als die Mächtigen, die Beschenkenden, die Freigebigen, die Hilfreichen, die Behütenden, die Aufrichtenden und die Notlösenden, weil sie den Frauen in ihrer schweren Stunde beistehen. Der Name „Norne" ist in Deutschland beinahe verschollen, oft ist daraus „Nonne" geworden. Zahlreiche andere Namen aber aus Sagen, Märchen und Brauchtum vertreten die alte Bezeichnung der Mütter: Weise Frauen, Matronen, Heilrätinnen, Jungfrauen, Jungfern, Schwestern, Gräfinnen, Metten usw. (Abb. 26 und 27.) In der dichterischen Ausschmückung der Edda heißen sie Urd, Werdandi und Skuld, d. h. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aber das ist doch schon mehr Literatur als Mythus. In manchen Dörfern nennt man Nornen drei bestimmte Frauen im Ort, nämlich die Hebamme, die ja schon durch ihren Namen „Weise Frau" ihre Abkunft von den Schicksalsschwestern kenntlich macht, ferner die Gewandmacherin bei der hochzeitlichen Ausstattung (Frau Holle, die Spinnerin, gibt ihrem Schützling gern zum Lohn für treue Dienste eine reiche Brautausstattung an Linnen) und schließlich die Seelennonne, die Totenfrau. Die drei Schicksalsschwestern erscheinen gabenbringend, segnend, und tödlich, besonders bei Geburt, Hochzeit und Grab. Unter den Schwestern sind zwei hell und eine dunkel.

Die Zweifalt der Schöpfung und ihr Wirken als Werden und Vergehen kehrt in zahlreichen zwillinghaften Gegensatzpaaren wieder: Hell und Dunkel, Licht und Finsternis, Weiß und Schwarz, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Ase und Wane, Held und Riese, Gut und Böse, Glück und Unglück, Himmel und Hölle, Engel und Teufel, Michael und Luzifer, Christ und Heide bzw. Mohr usw. Licht und Dunkel aber sind die einfachsten Formen, durch welche die Zwillinge unterschieden und ihr Zusammenhang mit dem zweifältigen Urwirken der Schöpfung gekennzeichnet wird. Die einen sind licht, die anderen dunkel. Hell und strahlend sind Tag, Sommer, Ase, Held, Gut, Glück, Himmel, Engel, Michael, Georg, Christ

Abb. 26: Hans Baldung Grien, Die Parzen / Holzschnitt

uſw., dagegen dunkel und ſchwarz Nacht, Winter, Wane, Rieſe, Böſe, Unglück, Hölle, Teufel, Luzifer, Lindwurm, Mohr uſw. Immer wieder aber vertauſchen ſich die Gegenſatzpaare untereinander, was um ſo leichter geſchehen kann, als ſie ja beide ſinnbildhaft denſelben Urinhalt ausdrücken. Der Winter iſt eine ſchwarze Nacht, ein dunkler Rieſe, ein Teufel, ein Drache, ein Mohr; das Böſe iſt auch ein ſchwarzer Rieſe, ein Drache, ein Teufel, ein Mohr uſw., der Tod desgleichen; kurz, man kann die Gegenſatzpaare leicht vertauſchen, ohne ihren urſprünglichen Sinn zu ändern. Es ſpielt dabei weniger das bloße Gleichnis eine Rolle, als vielmehr jene mythenbildende Kraft, die ein Urerlebnis zäh bewahrt und es durch zahlloſe Wandlungen ſeiner Formen fruchtbar und unſterblich macht, genau ſo wie auch die Natur durch eine ewige Wandlung, durch ein ewiges Werden und Vergehen, ihre Geſchöpfe immer neu erhält und unſterblich macht. Es iſt wichtig, dieſe leichte Vertauſchbarkeit der Gegenſatzpaare, die alle denſelben Urſprung haben, und die mythenbildende Kraft dieſer Vertauſchbarkeit feſtzuſtellen.

Wie in der einen Mutter, ſo iſt auch in den drei Müttern das Gegenſatzpaar von Hell und Dunkel in zahlreichen Wandlungen ausgedrückt. Für die dunkle Schweſter kann auch eine blinde eintreten, die in Sagen von den beiden anderen übervorteilt wird. Außer der Sinngleichheit der beiden Eigenſchaften dunkel und blind erinnert letztere an den Mythus von Wodan, der ſein Auge zum Pfand gibt für den Unſterblichkeitstrank aus Mimirs Quelle, aus dem Jungbrunnen des Lebens und des Todes. Der goldene Saal, die paradieſiſche Blumenwieſe in der Brunnentiefe, die funkelnde Schatzhöhle im Berge: ſie ſind das Totenland, in das

Abb. 27: Die drei Schickſalsgöttinnen
Holzſchnitt um 1500

alles Leben eingeht und aus dem es verjüngt wieder hervorkommt; der verwunschene Wald, das verbotene Zimmer, der verschlossene Garten, der von einem Dornenwald oder von einer Haselhecke wie ein Friedhof umgeben ist: sie sind das Land, das wir nicht ungestraft lebend betreten dürfen und das wir nur schauen können, wenn wir tot sind. Wenn aus ihm Zeichen oder Sendboten kommen, wie z. B. unsere Träume, die immer etwas bedeuten, oder Tiere, die wie ein Mensch sprechen können, oder Nornen im Vogelkleid, so bedeuten sie Geburt oder Grab. Das Bild der Nerthus, die von einer geheimnisvollen Insel im Nordmeer zum hochzeitlichen Umzug herüber kommt, ist mit Tüchern verhüllt; die Sklaven, welche die Göttin hinüberfahren und ihr unverhülltes Bild und ihre Insel sehen, verschlingt die See. „Das heilige Dunkel um etwas, was nur Totgeweihte erschauen", ist das Dunkel der Norne oder ihre Blindheit. Um den Preis des Lichtes, des Auges, das Wodan zum Pfand gibt, wird er im Dunkel, im Totenland sehend und allwissend. Es ist ein reicher und erlauchter Mythus, der aus der tiefsten Wesensmitte des nordischen Geistes entstand und den in neuer Verwandlung Meister Eckehart so ausdrückt: „Swer Got schouwen sol, der muoz blint sîn." Und Goethe spricht es aus in drei Worten: Stirb und werde! Es ist ein Mythus, in welchem ein hoher heller Überschwang und eine tiefe dunkle Jugendschwermut zusammen sind, in welchem der Tod als ein Jungbrunnen des Lebens angesehen wird und als „ein Kunstgriff, viel Leben zu haben". Das Wasser aus dem Jungbrunnen des Lebens, der Unsterblichkeitstrank, der sehend macht, wird im späteren Volksglauben und in der christlichen Wunderlegende etwas einfältig und oft zu wörtlich verstanden, nämlich als Heilwasser für die Augen. Maria, als Nachfolgerin der Brunnenfrau Holle, und andere christliche Heilige lassen gern Quellen entspringen, deren Wasser die kranken Augen heilt oder gar Blinde wieder sehend macht, wie z. B. das Wasser aus der Quelle der hl. Gertrud. Von dieser Heiligen wissen wir, daß auf sie viele Züge der Mutter Erde und der Todesgöttin übergegangen sind. Ein Brandenburger Augensegen sagt: „Es fielen drei Jungfern vom Himmel zur Erde, die eine segnet das Gras, die andere das Laub, die dritte (die Blinde) das Fell vor dem Auge." Besonders hilfreich ist Augenleidenden die hl. Odilia. Simrock führt sie unter den vielen Dreinamen der Nornen auf: Ottilia, Mechtild und Gertraud, drei Jungfrauen also, von denen die eine blind geboren, aber durch das Weihwasser der Taufe sehend wurde. Es ist bemerkenswert, wie ein und dasselbe Leitmotiv, in dem tot, verhüllt, dunkel, blind gleich sind, in vielfacher Wandlung wiederkehrt: in der mit Tüchern verhüllten Nerthus, in Wodan, der sein Auge zum Pfand gibt, in der blinden Norne, im blinden Glück, in den Worten Meister Eckeharts, im Brandenburger Augensegen, in Heilquellen für Augen und schließlich in dem Wunder der hl. Odilia, die durch die Taufe sehend wurde und in welcher der große weltweite und hintergründige Mythus im Sinne des biblischen Wunderglaubens verflacht ist.

Die drei Mütter sitzen an den Wurzeln des Lebensbaumes oder als Vögel in seinen Zweigen und bewahren das Wasser des Lebens, den Unsterblichkeitstrank, den Rauschtrank oder wie man ihn sonst heißen mag. Sie sind namenlos, allweise und wissen die Zukunft. Nach einem Gesetz der Zahlenverschiebung im Sagengut können es auch neun Schwestern sein oder zwölf, zu denen noch eine böse dreizehnte hinzukommt, wie in dem Märchen vom Dornröschen. Von den Griechen werden die Schwestern Moiren genannt, d. h. die Zuteilenden, die Begabenden. Am Stamm der umhegten Eiche von Dodona, an deren Wurzeln eine Quelle entspringt, sitzen drei weissagende Frauen, die nach den gurrenden Tauben im Geäst der Eiche die „Tauben" heißen und so ihren Zusammenhang mit den Schicksalsfrauen als Vögel kundtun. Andrerorts in Griechenland heißen sie einfach Nymphai, d. h. Mädchen, Jungfern, auch junge Frauen und Mütter. Die Eumeniden und Erynnien gehören hierher, das gute und das böse Schicksal kennzeichnend, ebenso die Horen, Charitinnen usw. Bei den Römern sind es die wissenden weissagenden Frauen, Sagae, Virae und Vires genannt, oder die drei spinnenden Parzen, oder die Zweiheit der Fortuna, der guten und der bösen, die als Schicksalsgestalten gekennzeichnet sind durch ihre Beziehung zu den Festen der beiden Sonnenwenden, ferner die Fauna, d. h. die Holde, gleich unserer Frau Holda oder Holle. Es sind mütterliche Gestalten, die Fruchtbarkeit verleihen und bei der Geburt beistehen. Im provinzialrömischen Kreis sind es die drei Matronen oder Matres, Mütter, die auf germanischem Boden durch Bezeichnungen wie Matres Suebae, Matres Treverae usw. als einheimische Gottheiten gekennzeichnet sind. Mit dem Christentum, das diese Vorstellungen volkseigener Frömmigkeit eifrig bekämpft, erhalten sie zuweilen christliche Namen und überliefern ihre alte Bedeutung neuen Heiligen.

Im nordischen Raum erkennen wir die Schwestern in vielen Gestalten des Mythus, der Sage und des Märchens. Sie sind Vielwissende, Weissagerinnen, Weberinnen und Spinnerinnen, die bei der Geburt des Helden aus goldenen Fäden sein Schicksal weben. Schicksalschwestern sind auch die Walküren, die oft als Schwanenmädchen erscheinen, wie in der Wielandsage. Die Schwestern kommen aus dem Totenland als Vögel, die wie Menschen sprechen können und manchmal Frauenköpfe haben, oder als Frauen, die oft ein Schwanenkleid tragen oder selbst Schwäne sind, wie die Walküren. Es sei hier noch einmal an den schönen Holzschnitt mit dem Neujahrswunsch erinnert, der ein Schwanenschiff darstellt. (Abb. 3.) Das Schwanenkleid vernimmt man noch deutlich in einer Mecklenburger Sage, in der drei verwunschene Frauen im rauschenden Flittergewand hochmütig hintereinander gehen und ein Drache ihnen folgt. Der Vogel als Verwandlungsgestalt der Schwestern ist besonders in Märchen häufig. Im Märchen vom treuen Johannes belauscht dieser drei Raben, die miteinander über das zukünftige Schicksal des Königs sprechen. In dem Märchen von den drei Vögelchen holt das Mädchen

Abb. 28: Drei Frauen bei der Geburt Marias
Holzschnitt 1476

das Lebenswasser aus einem alten Brunnen, aus dem ein Baum wächst, und an dem Baum hängt ein Bauer mit einem Vogel, der alles weiß.

Kennzeichnend für die Mütter ist ihre wichtige Rolle bei der Geburt eines Menschen und der winterlichen Sonnenwende, der Wiedergeburt der Sonne. Die alten Angeln begannen das Jahr am 24. Dezember und nannten die Neujahrsnacht modranacht, Mutternacht. Im Erzgebirge heißen die zwölf Nächte von Weihnachten bis Dreikönig Mutternächte, in Nordböhmen nennt man den Heiligen Abend Mutternacht. Die wichtige Rolle der Schicksalswesen bei der Geburt wird also nicht nur aus ihren eigenen Namen „Mütter", sondern auch aus dem Namen der Nächte ihres Wirkens „Mutternächte" ersichtlich. Der Brunnen, in dem sie wohnen, ist ein goldener Brunnen und sein Wasser tut besonders Wöchnerinnen gut. In anderen Sagen wohnen sie am Berge, von dem sie hinab zu Tal gehen, um den Frauen in ihrer schweren Stunde beizustehen und den Neugeborenen ihr Schicksal zu verkünden. Sie kommen als Frauen, als Feen, als Vögel an die Wiege des Kindes, um ihm sein Schicksal zu schaffen oder es ihm anzusingen. (Abb. 28.) Die goldene Wiege ist ihr glückbringendes Zeichen. Auch von Frau Holle heißt es, daß sie in ihrem Kinderbrunnen eine goldene Wiege besitzt. An unzähligen Stellen in deutschen Landen ist eine goldene Wiege vergraben, z. B. in der Elisabethkirche in Marburg. Sepp in seinem Buche über die Religion der alten Deutschen führt eine ganze Reihe besonders in der Mark Brandenburg auf. Im Weinberg bei Malchow liegt in einer goldenen Wiege sogar ein goldenes Kind. Im Sonneberg bei Schwießen wohnen die Unterirdischen und behüten eine goldene Wiege. Im Regelberg, der „Hohen Nonne" bei Güstrow liegt die goldene Wiege eines Wendenfürsten. Eine Bäuerin nahm sich einmal des Kindes einer Waldfrau an und bekam dafür von dieser eine goldene Wiege. Da die Schicksalschwestern, die

Glücksgöttinnen, oft im Berge wohnen, heißt dieser mancherorts Glücksberg, wie der Glücksberg bei Vellahn, in dem ein Schloß mit unermeßlichen Schätzen versunken liegt, obenauf eine goldene Wiege. Auf dem Silberberg bei Warkenhagen sind lauter Taler in einer goldenen Wiege, die von einem dreibeinigen Hasen bewacht wird. Auch der dreibeinige Hase ist eine Verwandlungsgestalt der Schicksalschwestern. Im Schwarzen See bei Großtessin, tief unten am Grund, liegt eine goldene Wiege, ein goldenes Bett und ein goldener Sarg. In christlicher Umformung der Sagen von der Wiege wird aus dieser eine Krippe. So bewahrt die Basilika Maria Maggiore die Krippe des Christkindes. An der Stelle dieser Basilika aber stand früher der Tempel der Juno Lucina, der Geburtshelferin. Auch die Schicksalschwestern sind Geburtshelferinnen, zwei von ihnen spinnen das Leinen, auf das sich die Wöchnerin legt, um leicht gebären zu können. Sie sind die weisen Frauen, die drei Mareien, von denen das Kinderlied singt:

Sonne Sonne scheine,
Fahr über Rheine,
Fahr übers Glockenhaus
Gucken drei schöne Puppen raus,
Eine die spinnt Seiden,
Die andere wickelt Weiden,
Die andere geht ans Brünnchen,
Find ein goldig Kindchen.

Jedem Menschen wachsen irgendwo drei Bäumchen, welche die Bretter hergeben für seine Wiege, sein Hochzeitsbett und seinen Sarg. Die Gaben der Schicksalschwestern beziehen sich auf die drei bedeutendsten Stellen des Lebens, auf Geburt, Hochzeit und Grab. Im Gumbinner Rathaus war das Bild einer Nonne mit beweglichem dreifachen Kopfe. Das eine Gesicht war in natürlicher Farbe, nämlich hell, das andere feuerrot und das dritte kohlschwarz. Rot ist die eindringlichste aller Farben, die erlauchte Farbe der thronenden Mitte. Das Blut selbst zeugt für das Rot als die Farbe des Lebens und folglich als die Farbe der Liebe.

Im 12. Jahrhundert sagt Saxo Grammaticus: „Bei den Alten war es Sitte, über das Schicksal ihrer Kinder die Weissagung der Parzen zu befragen. Getreu diesem Brauch wollte Fridlef das künftige Geschick seines Sohnes Olaf erfahren. Er wandte sich unter feierlichen Gelübden und Gebeten an die geweihte Stelle, wo er, nachdem er in das Allerheiligste getreten war, drei Jungfrauen auf Stühlen sitzen sah. Die erste von ihnen, weichen Gemüts, wünschte dem Knaben freigebig eine schöne Gestalt und in Fülle die Liebe der Menschen. Die zweite Parze schenkte dem Knaben gleichfalls die Fülle ihrer Gunst. Aber die dritte, trotzigeren und feindlichen Sinns, weigerte sich, sich der Güte der Schwestern anzuschließen, und legte, um deren Geschenke zu mindern, dem Kindlein das

Laster des Geizes als Charaktereigenschaft zu." In einer Sage wünscht die böse Schwester dem Kinde, das von den beiden anderen mit Glück überschüttet wurde, ein Leben nur so lang als die Kerze braucht, um zu verbrennen, worauf eine der guten Schwestern die Kerze schnell auslöscht und der Mutter zur Verwahrung übergibt. Im Märchen vom Dornröschen geben zwölf Schwestern dem Kinde Jugend, Schönheit, Reichtum usw., aber die böse Dreizehnte, die nicht geladen war, wünscht den Tod, der aber von einer guten Schwester, die ihren Wunsch für das Kind noch nicht ausgesprochen hat, in einen Schlaf gemildert wird. Das Schloß, die Dornenhecke, die schlafenden Bewohner bedeuten das Totenland oder — in der leichten Vertauschbarkeit der Gegensatzpaare — den Winter. Das Amt der Schicksalschwestern bei der Geburt übernehmen sinnbildhaft die Goden, später Paten und Gevatter. Ursprünglich hebt der Herr Göth das Kind vom Boden auf — später aus der Taufe — und bestimmt es so zum Fortleben. Das Patengeschenk dabei ist ein silberner Löffel, der sich deutlich genug auf die Lebensspeise, das Lebenswasser aus dem Brunnen der Nornen bezieht. Zu den Geschenken des Paten im ferneren Lebenslauf des Kindes gehören Met und Honigkuchen. Auch diese Gaben stehen im Zusammenhang mit den Schicksalsschwestern und dem Land, aus dem sie herkommen und in dem Milch und Honig fließt. Die Gaben der Todesgöttin kehren in vielen Redensarten unserer Vorfahren wieder. Wenn jemand stirbt, sagt man, daß ihn die Wurd hinweggerafft habe, und wenn einem ein Unglück zustößt, sagt man: das hat mir die Wurd gesponnen. Auch der „Gevatter" Tod hat seinen Beinamen von der dunklen Norne. Im Erzgebirge sagt man, daß ein Kind nur drei Gevatter haben dürfe, der vierte sei der Tod.

Snorra Edda erzählt: „Unter der Esche am Brunnen steht ein Saal, und aus diesem kommen drei Jungfrauen; sie heißen Urd, Werdandi und Skuld und wir nennen sie Nornen. Übrigens gibt es noch mehr Nornen, die zu jedem neugeborenen Kinde kommen und ihm sein Schicksal schaffen; die einen sind von göttlichem Geschlecht, andere von Elfengeschlecht und noch andere vom Geschlecht der Zwerge." Sie wohnen in der Außenwelt, also in der Brunnentiefe, in einem verwunschenen Wald, in oder auf einem Berge, in einem verzauberten Schloß, in einem See usw. In vielen Sagen sind sie drei adelige Fräulein oder drei Gräfinnen, deren Schloß hoch oben auf einem Berge stand. Sie gelten als Wohltäterinnen der Gemeinde, denn sie haben dieser einen Wald vermacht, Kapellen gebaut und Andachten gestiftet. Gleichwohl ist ihr Schloß versunken, sie selbst sind verdammt und der Erlösung bedürftig. So werden zu ihrem Andenken Messen gelesen, bei der Ernte läßt man ihnen ein Ährenbüschel stehen, man opfert ihnen drei schwarze Pfennige und bittet ihren Schutz gegen die Pest. Wahrscheinlich enthält die Sage einen geschichtlichen Kern: der Wald, den die Fräulein dem Ort vermachten, war der heilige Hain der Schicksalschwestern, der bei der Christianisierung der Gemeinde zufiel, die Kapellen, die sie stifteten, sind wohl ihre Heiligtümer, an deren Stelle

geweihte Kapellen errichtet wurden, um die Macht der Schwestern zu bannen; und wer sie verdammt hat, ist auch nicht schwer zu erraten. — In manchen Märchen sind die Schwestern die drei Männlein im Walde, die das arme fleißige Mädchen mit drei Wünschen beschenken: Schönheit, Reichtum und Hochzeit. Es liegt im Sinne der Gegensatzpaare und ihrer leichten Vertauschbarkeit, statt Geburt und Grab jung und alt zu setzen und die Schwestern als die drei Lebensalter vorzustellen. Diese Vorstellung liegt auch manchen Bildern der Anna Selbdritt zugrunde, der Mutter der Maria, auf deren Schoß Maria und das Christkind sitzen.

Die heiligen Jungfrauen Einbet, Warbet und Wilbet waren gewiß drei deutsche Schicksalschwestern, deren Verehrung man nicht ausrotten konnte, so daß man sich ungern gezwungen sah, sie zu Heiligen zu machen, um die Verehrung in christliche Bahnen zu lenken. Man brachte sie also unter die 11 000 Jungfrauen der hl. Ursula unter und erzählte, daß sie von dieser auf ihrem Rückwege aus Rom zur Pflege der hl. Aurelia, die erkrankt war, bei Straßburg zurückgelassen wurden. Die drei Jungfrauen wurden bis ins 18. Jahrhundert viel verehrt, besonders die Wöchnerinnen weihten ihnen als Votivgaben kleine Wiegen aus Holz, Wachs oder Silber. Sie haben selbst eine goldene Wiege und sollen die Wiege der Maria geschaukelt haben. In der Kirche zu Schildturn bei Deggendorf besaßen sie eine silberne Wiege, welche von Frauen geschaukelt wurde, um die heiligen Jungfrauen um Kindersegen zu bitten. Die Kirche bekämpfte die Verehrung dieser Heiligen, weil die Art der Verehrung doch allzudeutlich auf den heidnischen Ursprung der Jungfrauen hinwies. Sie setzte an deren Stelle die Heiligen Fides, Spes und Caritas (Glaube, Liebe und Hoffnung), allegorische Gestalten übrigens, die schon im Altertum die Bedeutung von Schicksalswesen gehabt haben. Der Kapellenberg im badischen Schwarzwald hieß früher Eimbetenberg, und hier wurden die heiligen drei Schwestern verehrt. Die Kirche setzte auch hier an ihre Stelle andere Heilige, nämlich Perpetua und Felicitas, und schließlich nahm sie, um nur ja das Andenken an die heidnischen Heiligen zu verwischen, einen dritten Namenswechsel vor, indem sie die Kapelle den Heiligen Petrus und Anna weihte.

E. Jung, aus dessen Buch „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" die Angaben über die Heiligengeschichte des Kapellenberges stammt, sagt darüber noch folgendes: „Also ist nun endlich die Stelle ganz von Deutschem gereinigt, indem zuerst welsche Heilige und nun endlich zwei Heilige von unzweifelhaft alttestamentarischer Abstammung an die Stelle der nordischen Schwestern getreten sind. Eine alte Glocke von 1751, die der Embeda geweiht ist, hängt noch da, als der letzte Nachhall der alten Weihung. Vielleicht wird auch sie bald eingeschmolzen, nachdem sie den Weltkrieg glücklich überdauert hat."

Außer in den heiligen drei Jungfrauen Einbet, Warbet und Wilbet haben die Schicksalschwestern noch in anderen Verwandlungen christliche Verehrung genossen. Die deae Matrae des Metzer Reliefs, eines römischen Matronensteines, das

die drei Mütter darstellt, wurden noch im 18. Jahrhundert als die drei Marien verehrt. Das Hargauer Kinderspiel von den drei Mareien sagt von der Himmelskönigin Maria:

„Sie sitzet ennet an der Wand
Het an Oepfel in der Hand,
Goht durch ... ab zum Sonnehus
Und loht die heilig Sunne..n..us."

Auf der Schüssel von Kevelar sind die drei Mareien abgebildet, und eine von ihnen ist schwarz wie die schwarze Norne. Im Paradiesgärtlein, das von einer dornigen Rosenhecke umhegt ist, und in dem sich der Lebensbrunnen und der Lebensbaum befinden, spielen die heiligen drei Madl Barbara, Katharina und Margareta, oder Maria, Katharina und Barbara die Rolle der hegenden und behütenden Schicksalschwestern. (Abb. 29.) In einem katalanischen Kinderlied gehen Maria, Barbara und Magdalena über ein Feld: die eine ist weiß, die andere weiß und schwarz, die dritte ganz schwarz. Die hl. Chrischona, die blindgeborene hl. Ottilia und die hl. Magdalena — die drei Basler Schwestern — hatten im Rheintal auf drei Bergen drei Kirchen, eine Stunde voneinander entfernt. Sie verständigten sich untereinander, indem sie mit großen Tüchern sich zuwinkten, und sie sagten sich Gutenacht mit Lichtern, die sie hinausstellten.

Die Zeit, in der die Sonne zu neuem Aufgang sich wendet und die Geburt des Christkindes geschieht, ist geheimnisvoll und schicksalsträchtig. Die zwölf Nächte von Weihnachten bis Drei Könige heißen Mutternächte. Der mütterliche Name bezieht sich auf die Schicksalswesen, die in den Zwölften ihren Umzug halten. Die

Abb. 29: Maria mit Katharina und Ursula / Metallschnitt um 1500

Tiere können wie Menschen sprechen. Ochs und Esel in den mittelalterlichen Krippenspielen haben regen Anteil an der Geburt und reden auch. Eine Verwandlungsgestalt der Todesgöttin, der Norne Wurd, ist die Frau Berchta des Volksglaubens, dem Sinne des Wortes nach die Leuchtende und Glänzende, die Gütige, Holde und Holle, aber zumeist zeigt sie eine dunkle gefürchtete Seite. Ihr Umzug fällt in die Zwölften, die Perchtennächte, und der Höhepunkt dieses Umzuges auf den Dreikönigsabend, der auch Perchtennacht heißt. Man nennt die Nächte auch Rauchnächte, Gennächte, Genachten, d. h. Gebnächte, weil man den Anklopfenden gibt und für die Perchtl Essen auf dem Tisch stehen läßt. In der Steiermark kommen drei Mädchen als Perchtl verkleidet in die Häuser. Schon 1024 verbietet die Geistlichkeit, in der geheimnisvollen Zeit den Tisch mit Speisen und drei Messern für die drei Schwestern herzurichten: „Hast du geglaubt, daß jene Wesen, die das Volk Parzen nennt, wirklich bestehen und das wirken können, was das Volk glaubt? Hast du, wie manche Weiber zu gewisser Zeit zu tun pflegen, zu Hause deinen Tisch aufgedeckt mit Speise und Trank und Messer, damit jene drei Schwestern, die man in alten törichten Zeiten Parzen nannte, kämen und davon genössen?" Trotzdem ist es in Bayern mancherorts auch heute noch Brauch, der Berchte Speise und Trank auf den Tisch bereitzustellen. Erscheint Berchta irgendeinem, so weiß der, daß in seinem Hause ein Todesfall bevorsteht.

Die dunkle Schicksalschwester ist in Sagen und Märchen die böse Schwester, die Überzählige, die vierte oder dreizehnte. In einer Sage finden die zwölf Perchteln beim Abzählen eine Dreizehnte unter sich: den Tod, oder den Teufel. Sie ist die schwarze Margret, die auf einem Schimmel reitet, die böse Fee, der Gevatter Tod usw. Auch die Elfen, die Lichtalfen und Dunkelalfen, stehen im Zusammenhang mit den Schicksalschwestern; Snorra Edda erzählt ja, daß manche Nornen vom Geschlecht der Elfen stammten. Nach einer pommerschen Sage gibt es weiße, braune und schwarze Alfen. Die Beispiele für das Schwarz der einen Schicksalschwester sind zahlreich. Die drei Magier bringen Schicksalsgaben. Seit dem 15. Jahrhundert und vereinzelt früher wird in Deutschland der eine König, der Kaspar, als schwarz gedacht und als Mohr dargestellt. Und zwar nicht darum, weil die Magier schon früh in dogmatisch-kirchlicher Auslegung als Allegorien der drei damals bekannten Weltteile gedacht wurden, sondern weil die Magier in Zusammenhang mit der Perchtennacht und den gabenbringenden Schicksalsgestalten die Bedeutung von Schicksalsgestalten übernehmen. Die Vermännlichung der Schwestern in Sagen und Märchen ist keine Seltenheit. Bei der Geburt des Helden in der Reichsgründersage treten Männer als Schicksalsgestalten auf. Sie werden zum Teufel in dem Märchen vom Teufel mit den drei goldenen Haaren, in dem das Kind mit der Glückshaut, dem Lebensbaum und dem Lebenswasser vorkommen. In dem Märchen von den drei Männlein im Walde sind es die drei Haulemännerchen, die das Mädchen mit wunderbaren Gaben beschenken.

Die Drei Könige bringen dem neugeborenen Kind drei Gaben in der Art, wie die Schicksalschwestern bei der Geburt drei Gaben bringen oder die guten Feen drei Wünsche erfüllen. Die Wünschelrute muß, wenn sie wirken soll, aus Hasel sein, dem Baum der Frau Holle, und am Dreikönigstag abgeschnitten sein. Man tauft sie Kaspar, wenn sie auf Gold, Melchior, wenn sie auf Quellen, und Balthasar, wenn sie auf Silber anschlagen soll. Der Teufel, der in der Vertauschbarkeit der Gegensatzpaare leicht für Tod, Dunkel, Böse, Winter, Unhold, Mohr usw. eingesetzt werden kann, heißt bedeutungsvoll der schwarze Kaspar. Da die Drei Könige Magier sind, d. h. Weissager, und ihre Legende voll ist von Weissagungen, wunderbaren Zeichen und Traumdeutungen, konnte man ihnen leicht den Sinn der gabenbringenden holden und unholden Schicksalsverkünder unterstellen und einen von ihnen zum Mohren machen. Wie in alten heidnischen Zeiten heilige Runen über der Schwelle der Tür die Unholden vom Hause abwehrten, so wirken segenbringend und unheilabwehrend die Anfangsbuchstaben der Könige, die man am Dreikönigstag mit Kreide an die Türen des Hauses, des Stalls und der Scheune schreibt. Auch an vielen Glocken, die Blitz und Hagel und Unwetter abwehren, sind die Namen der Drei Könige angebracht. Diese Namen gelten auch als magische Namen gegen Fallsucht, gegen eben jene Krankheit, bei der der Kranke allzu sichtlich vom Bösen besessen ist. — Besonders deutlich aber weisen die Sternsinger, die umziehenden Heiligen Drei Könige, auf das Wirken der Schicksalsmächte. Die Könige ziehen mit ihrem Stern von Haus zu Haus und singen ihre drei Wünsche. Sie wünschen dem Bauer einen goldenen Tisch, der Bäuerin eine goldene Wiege und dem Kind einen „goldenen Wagen, womit das Kindl kann zum Himmel fahren". Drei Gaben also, drei Wünsche, die auf Geburt, Reichtum und Grab Bezug haben. Besonders der Wunsch auf ein Kind ist nicht allein aus dem Bilde des Christkindes in der Krippe herzuleiten, sondern aus den Vorstellungen des Volkes von der Macht der Schicksalschwestern über Geburt und Grab. Am Rhein und in der Rheinpfalz ziehen am Dreikönigstag drei Burschen als die Drei Könige mit dem Stern umher oder auch als die drei Jahreszeiten, Sommer, Herbst und Winter. Ein Bursche spielt dabei die Rolle des Wilden und Bösen, nämlich des Winters. Von altersher aber sind die Schicksalschwestern, die besonders bei Geburt, Hochzeit und Grab erscheinen, nicht nur mit den drei Lebensaltern in Verbindung gebracht worden, sondern auch mit dem jahreszeitlichen Wirken der Natur. Winter, Mohr, Teufel, Drache, Tod usw. sind ja Verwandlungen der dunkeln Seite der Schicksalsmächte. Der Winter als Mohr spielt in den Spielen, die den Kampf des Frühlings mit dem Winter darstellen, eine häufige Rolle. — Manchmal gesellt sich zu den umziehenden drei Sternsingern eine alte Frau mit vorstehender Lippe, die Perchta, die Schwarze.

Die Magier sind in der Erzählung des Testaments ohne Angaben der Anzahl und des Namens. Erst im 12. Jahrhundert erhalten sie Namen. Seit dem 13. Jahr-

hundert ſpricht man von ihnen als von den Heiligen Drei Königen. Der geſchichtliche Kern der Erzählung dürfte die Huldigungsreiſe des Partherkönigs Tiridates zu Kaiſer Nero nach Neapel und Rom im Jahre 66 n. Chr. geweſen ſein, die in Kleinaſien einen großen Eindruck und eine legendenreiche Erinnerung zurückließ. An der Legendenbildung ſind perſiſche Quellen beſonders beteiligt. Die Magier ſind offenſichtlich Perſer und Sonnenanbeter, die den Erlöſer für einen Sonnengott halten, und ihm darum die Gaben bringen, die dem Sonnengott gebühren, nämlich Gold, Weihrauch und Myrrhe. Der Hauptgott an der Wende des erſten Jahrhunderts iſt Mithras, der Sonnengott des perſiſchen Kultes, deſſen Verehrung durch römiſche Kolonialtruppen in alle Provinzen gebracht wurde. Mithras war für die junge Kirche der größte Gegner, mit dem ſie ſich auseinanderzuſetzen hatte. Sie war genötigt, das Weihnachtsfeſt auf den 25. Dezember zu ſetzen, dem Geburtstag des großen Sonnengottes, um den Verehrungsſtrom in ihre Bahnen zu lenken. Die Deutungen der frühen kirchlichen Dogmatiker in bezug auf die drei Gaben, Gold, Weihrauch und Myrrhe, liegen durchaus in der Ebene volksfremder allegoriſcher Betrachtungen. Gold z. B. ſoll das unverderbliche Logos bedeuten, die Beendigung der Magie durch den neuen Glauben. Oder: Gold ſoll das Königtum Chriſti bedeuten, Weihrauch ſeine Göttlichkeit und Myrrhe ſeine Menſchwerdung und ſein früher Tod. In dieſen Allegorien aber liegt vergeſſen ein ſymbolhafter Kern aus der ariſch-perſiſchen Vorſtellungswelt. Die Gaben ſind Schickſalsgaben, die dem Sonnenkind zukommen und ihm ſein Schickſal anzeigen, denn ſie ſtammen aus dem Paradies und bedeuten den Lebenstrank, das wunderbare Schickſal des Sonnenkindes. In einer aus perſiſchen Quellen ſchöpfenden Legende hat einer der Magier daheim einen Baum, der ſo groß iſt wie ein Berg und aus deſſen Zweigen bei der Geburt des Kindes ein Vogel mit menſchlicher Stimme weisſagt: Es iſt ein Kind geboren, das ſtirbt nach dreiunddreißig Jahren. Es handelt ſich hier zweifellos um das ariſche Leitmotiv des Lebensbaumes und der Schickſalsweſen in Vogelgeſtalt. Dem anderen König wird daheim ein Kind geboren, das weisſagt, es würde in dreißig Tagen ſterben, das andere Kind aber, Chriſtus, in dreißig Jahren. Der dritte König hat einen

Strauß, der zwei Eier legt und ausbrütet; aus dem einen Ei kommt ein Löwe heraus, aus dem anderen ein Lamm. Zweifellos weissagt dieses Wunder das Lamm Gottes und die Majestät des Herrn, doch ist auch hier ein mythischer Kern von dem zweifältigen Wirken der Schöpfung enthalten und von dem göttlichen Zwillingspaar, das aus einem Schwanenei entstanden ist. Die Magier — in dieser Legende sind es zwölf — sind viele Jahre auf einen baum- und quellenreichen Berg gestiegen, auf dem eine Felshöhle liegt. Hier ist die Grabstätte der Urväter und ein aus dem Paradies stammender Schatz aus Gold, Weihrauch und Myrrhe. Auch dieser baum- und quellenreiche Berg bezieht sich wohl auf die Außenwelt, auf das Paradies und seinen Lebensbaum, an dessen Wurzeln das Lebenswasser und die Gaben des Schicksals sind. (Abb. 30—33.)

Daß in Deutschland einer der Drei Könige als ein Mohr dargestellt wird, kann nur aus volkseigener Überlieferung von den Schicksalschwestern entstanden sein. Die Könige wurden ja schon früh und andrerorts als die drei Lebensalter gedacht, als Greis, Mann und Jüngling, ebenso wie man im nordischen Umkreis die Schicksalschwestern mit Geburt, Hochzeit und Grab auf die drei menschlichen Altersstufen bezog und die Schwestern selbst zuweilen als Sinnbilder der Lebensalter verstand. Die Schicksalsmächte sind Zeitmächte. Das Rad der Zeit ist zugleich das Rad des Glücks. Das Dreigesicht der Dreifaltigkeitsdarstellung steht in engem Zusam-

Abb. 30—32: Holzschnitte aus: „Von der Kindheit unnd dem leyden unsers herren Jhesu cristi ...". 1491

Abb. 33: „Wie die heiligen drey küning prieſter Johann erſchinent in dem ſchloff"
Holzſchnitt um 1480

menhang mit dem Dreigeſicht der drei Lebensalter und der drei Schickſalſchweſtern. Im nordiſchen Raum dringt dies Leitmotiv auch in die Dreikönigslegende ein und verleiht ihr Inhalte volkseigner Frömmigkeit. In dem außerordentlichen Werk „Markſteine der Volkskunſt" hat Karl von Spieß dies Leitmotiv in ſeinen zahlreichen Abwandlungen aufgezeigt. Wir zogen dies Werk in dieſem Kapitel des öfteren zu Rate. — Aber nicht nur die Heiligen Drei Könige ſind mit Schickſalsbedeutung erfüllt, ſondern auch die beiden Tiere, die ſprechen können, die drei Hirten und die drei Engel, die das Kind umhegen und anſingen. In dem ſchönen Metallſchnitt eines oberdeutſchen Meiſters von etwa 1430 ſind die Engel, die um das Kind herum knien und es anſingen, noch halbe Vögel. (Abb. 34, nach S. 80.) In dem ſchönen Bilde von Hans von Kulmbach ſind aus drei Engeln, die ſonſt ſingend in der Luft ſchweben, drei Tauben geworden. (Abb. 35, vor S. 81.) Wir erinnern uns an die Tauben als Bezeichnung der Schweſtern an der Eiche von Dodona, ohne dabei freilich an einen anderen Zuſammenhang als den einer gemeinſamen Wurzel zu denken. In einem Gemälde von Hans Baldung, das die Anbetung der Könige darſtellt, ſitzt im Gemäuer in der Mitte des Bildes ein Käuzchen, das auch heute noch im Volksglauben in dem Ruf ſteht, den Tod anzuſagen.

Das mittelalterliche Dreikönigsſpiel war gewiß eine Quelle, aus der die bildende Kunſt nicht nur Art und Einfälle der Darſtellung bezog, ſondern mit dieſen auch Vorſtellungen der volkseigenen Überlieferung. Im Dreikönigsſpiel ſpielt Kaſpar, der Mohrenkönig, eine etwas drollige Rolle, die zum Lachen und Verulken reizt,

Abb. 34: Geburt / Metallschnitt um 1430

Abb. 35: Hans Sueß von Kulmbach, Anbetung der Könige / 1511

wie ja auch der ſchwarze Teufel in Spielen und Volksbräuchen Spott und Gelächter erntet. Aus der luſtigen Rolle iſt dann die Rolle geworden, die unſer Kaſperle noch heute zu ſpielen hat. Das komiſch entſetzte Geſicht der Maria in dem Bilde des Hans von Kulmbach, die Art, wie ſie den Mohren anſieht, ſpiegeln deutlich das Lachen und die Heiterkeit der Zuſchauer beim Anblick des ungeſchickten „tumben" Mohren Kaſper.

6

Junker Georg, der Frühling und der Lindwurm

Goethes Ausspruch, daß der Tod ein Kunstgriff der Natur sei, viel Leben zu haben, wiederholt den uralten ewigen Mythus von der Erneuerung des Lebens im Schoß der Allmutter Erde, vom Jungbrunnen, in den alles Leben sterbend untertaucht und verjüngt wieder emporkommt. Im Totenland also, in der Außenwelt, in der Unterwelt, ist das Wasser des Lebens, der Unsterblichkeitstrank. Um diesen zu finden, muß der Held in jene Welt eindringen, das heißt, der Held muß mit dem Tod kämpfen und ihn überwinden oder überlisten, um den Unsterblichkeitstrank zu gewinnen. Wir kennen die Bilder von Hell und Dunkel, von Geburt und Tod, und ihre leichte Vertauschbarkeit. Der dunkle Hüter des Tranks ist ein Riese, ein Lindwurm, ein Drache, ein Greis, ein Zauberer, ein Heidenkönig, ein Mohr und schwarz wie die Nacht; das Leben aber, der Held, ist licht und schön wie der Tag und sieghaft wie der Frühling. In Sagen und Märchen werden die Versatzstücke des ewigen Schöpfungsspiels von Geburt und Grab traumhaft vertauscht und die Bilder zauberhaft verwandelt, aber durch alle Verwandlungen klingt fern und seltsam aufrührerisch das ewige Leitmotiv der Schöpfung durch. Das ferne Land, in dem sich der Trank befindet, ist die Brunnentiefe, das Sumpfland, eine Bergeshöhle, der Utgart, das Paradies, der verzauberte Wald, das verwunschene Schloß, der gläserne Berg, das verbotene Zimmer usw. Der Trank aber — eigentlich der Tod selbst und sein Sinn, viel Leben zu haben — ist in Sagen und Märchen der wunderbare Schatz, das Wunschding oder die drei Wunschdinge, die verzauberte Prinzessin usw. Der Trank als drei Wunschdinge steht folgerichtig im Zusammenhang mit den drei Müttern, die ja auch nur eine Vervielfältigung der einen Mutter sind. Die verzauberte Prinzessin, die der Prinz aus der Verzauberung durch die Hexe erlöst, und die gefangene Jungfrau, die der Held aus der Macht des Drachens befreit, sind eine märchenhafte Verwandlung

der Allmutter Erde und ihres Unsterblichkeitstrankes. Ob in Sagen und Märchen der Held den Drachen besiegt, oder der schwarze Neumondwolf den Mond verschlingt, oder Tag und Nacht miteinander im Streite liegen, oder der Frühling den Winter bezwingt, oder der Engel den Teufel zu Boden schlägt, oder das Gute über das Böse triumphiert: jeder dieser Zweiklänge, die sich von einander nur durch eine Oktave unterscheiden, macht alle anderen leise mitschwingen, so daß es nicht schwer ist, in dem einen die anderen mitzuhören.

Die Sagen vom Kampf des Helden mit dem Drachen sind bei allen indogermanischen Völkern verbreitet. Mit schwarzen Lindwürmern kämpfen die lichten Götter und Helden: Wodan, Freyer, Thor, Siegmund, Siegfried, Beowulf, Dietrich von Bern, Tristan, Haymon und zahllose andere Helden und Märchenprinzen. In Liedern und Volksbräuchen, die den Sieg und Einzug des Frühlings und die Vertreibung des Winters darstellen, ist der mythische Inhalt des Lindwurmkampfes oft bis in unsere Gegenwart hinein erhalten geblieben. Bei der bäuerlichen Lebensform unserer Vorfahren und unter einem Himmel, der Lust und Not des Lebens so unmittelbar von der jahreszeitlichen Natur abhängig macht, erfährt der Einzug des Frühlings notwendig eine reiche mythische Beziehung und wird zum Ausgangspunkt vieler und vielgestaltiger Frühlingsfeste. Der sieghafte Frühling tötet und vertreibt den Winterdrachen und vermählt sich mit der befreiten Erde und Maikönigin. Der überwundene Winterriese wird in Gestalt einer gräulichen Puppe, eines Bären, eines Drachen, eines Mohrenkönigs, oder als Siebenschläfer, Pfingstlümmel, Pfingstnickel, Pfingstbutz usw. herumgeführt, niedergemacht, vertrieben, gefesselt, verprügelt, verbrannt, verspottet und verhöhnt. Die schwarze Farbe des Todes macht viele Dinge, die von Natur auffällig schwarz sind, wie z. B. ein Mohr, zu Vertauschstücken des Todes und damit auch des Teufels, des Winters usw. In der Heiligenlegende wird Stephan auf der Brücke von Mohren bedrängt, das sind böse Geister, während die Engel in weißen Kleidern die Mohren vertreiben. In der Legende von der hl. Afra heißt es: „Do erscheyn ein mor der was schwertzer denn ein rapp ...“ Auch der Rappe tritt für den Teufel ein, wie z. B. in der Dietrichsage. Der Mohr wird leicht für den Tod und Teufel eingesetzt, denn der Gegensatz Christ und Heide fügt sich bequem in die lange Reihe der Zwillingspaare und damit in deren Vertauschbarkeit. Solcherart kann aus dem Winter ein Heide, ein Türke, ein Mohr werden, und aus dem Heiden oder Türken ein Drache, ein Teufel, ein Riese oder ein anderer Unhold. Im schwäbischen Pfingstritt spricht der Maienführer: „Den Maien führ ich an der Hand, den Degen an der Seiten, mit dem Türken muß ich streiten.“

In fernen Zeiten hauste in der Nähe einer Stadt der Provinz Libyen in einem Sumpf ein Ungeheuer, dem täglich zwei Schafe gezollt werden mußten. Als aber mit der Zeit die Schafe weniger wurden, war man genötigt, dem Drachen immer ein Kind und ein Schaf preiszugeben. Eines Tages fiel das Los auf die Königs-

tochter. Weinend begleitete man die Unglückliche hinaus zu dem Drachensumpf. Hier aber begegnete ihr Georg, der Tribun von Kappadokien, besiegte den Lindwurm und befreite das Mädchen, worauf sich der König und die Stadt bekehrten. So erzählt die Legende.

Der hochgestellte Kriegsmann Georg stand vor allen anderen christlichen Helden, besonders in Deutschland und England, im höchsten Ansehen. Heller als sein Heiligenschein strahlte der Ruhm seiner Ritterlichkeit und der Glanz seines Heldentums. Erinnerungen an alte Sagen und Lieder von dem lichten Helden und seinem Kampf mit dem Lindwurm füllten die fremde christliche Legende voll mit heimatlicher Lust und ritterlichem Überschwang. Von Tod und Teufel und allen mächtigen Unholden umwittert, reitet der Ritter aus, seinen heroischen Auftrag zu erfüllen, ein Vorstreiter hochgemuter Geschlechter, ein Sinnbild adeligen Lebensgefühls.

Der Kampf des Frühlings mit dem Winterdrachen und die Befreiung der jungfräulichen Erde geht unter christlichem Einfluß auf den hl. Georg über, der noch in älteren kirchlichen Spielen den Lindwurmkampf auszufechten hat und solcherart aus einem syrischen Dulder zum heiligen Helden und Vorbild hochgemuter Geschlechter wird. Der Namenstag des Heiligen fällt auf den 23. April. Eine alte Urkunde besagt: „Geeignet erscheint es gerade zu dieser Zeit — Osterzeit — mit Georg zu triumphieren, wenn der Winter durch den Südwind verjagt wird und die Erde im Hervorbringen der Pflanzen und Blüten in ihr Jünglingsalter eintritt." Der heilige Lindwurmtöter wird im Volksglauben mit dem Frühlingsritter für gleich erachtet, der in den Maispielen Blumengraf, Maigraf, Pfingstkönig, Schützenkönig, Rittmeister usw. heißt und sich mit der Maikönigin, der Maigräfin, der Pfingstblume, dem Maienröslein, dem Rosenmädchen vermählt. An Stelle des Winters tritt in der Vertauschbarkeit der Zwillingspaare oft der Tod oder gar die Pest ein. Im Schäfflertanz ist die Pest von einem Lindwurm gebracht worden, der sich unter der Erde, in der Hölle, bei der Gredel in der Butten aufhält. Die Böttcher aber vertreiben ihn wie in einem Winteraustreiben und Fastnachtsspiel mit Springen, Tanzen und Singen. Die Gredel ist die Unterweltsgöttin, die Herrscherin der Hölle, und die Hölle eine Butte oder ein Faß, aus dem noch in altdeutschen Schauspielen der Teufel predigt. Da die Böttcher die Hauptrolle dieses Brauches spielen, haben sie auch mancherorts den Drachentöter Georg zum Schutzheiligen gewählt. —

Das Werden und Vergehen der Schöpfung ist ein ewiger Wettstreit und Wettlauf zwischen Leben und Tod. Ein Zwillingsbruder sucht den anderen zu überholen, allein vergeblich, denn voneinander abgetrennt würden beide aufhören zu sein. Wettkampf, Wettstreit und Wettlauf sind uralte Sinnbilder des Schöpfungsgeschehens, die zahllosen Bräuchen und Spielen einen kultischen Sinn verleihen, wie z. B. den Zirkusspielen der Antike. Das Amt des Maikönigs in unseren

Frühlingsfeiern wird zumeist dem Sieger eines Wettkampfes übertragen. Entweder entscheidet ein Wettrennen zu Pferde oder ein Preisschießen. Vielleicht gehen auch diese Wettkämpfe auf ferne alte Frühlingsbräuche zurück, in denen der Sieg des Frühlings noch bewußt mit dem kultischen Sinn vom Wettstreit und Wettlauf als Schöpfungsgeschehen verknüpft war. — Mai-, Pfingst- und Schützenfeste sind zumeist eins, und der Schützenkönig ist eigentlich der Maikönig, der in voller Rüstung, ein Blumen- oder Rosmarienkränzlein auf dem Helm, den Mairitt führt. So wird Georg der Schutzherr der Schützen und vieler Schützengilden. In Danzig wurde früher der Mai von der St. Georgsbrüderschaft in einem Mairitt und unter Führung eines Maigrafen begrüßt. In Kärnten aber heißt der Maikönig Grüner Georg, und am Georgstag wird der Beginn der Weidezeit in einem Frühlingsfest mit Spiel und Kuhglockengeläute gefeiert. Auch das Kölnische Maireiten findet am Georgstage statt; alle Ritter sind in voller Rüstung und der Rittmeister hat einen Blumenkranz, das Rittmeisterkränzlein, am Helm. In vielen Gegenden heißt der Mairitt Georgenritt. Die alten Frühlingsspiele und Schwerttänze, die den Drachenkampf des Frühlings darstellen und in denen oft ein Krieger in der Rolle des hl. Georg auftritt, haben zur Folge, daß der Reiterheilige von Schwertfegern und Waffenschmieden verehrt wird. Hier sind unverkennbar Züge des alten Schwertgottes Wodan auf ihn übergegangen. Die Kapelle in Schwertloch, die ursprünglich ein Hain des Schwertgottes war, soll dem hl. Georg geweiht gewesen sein. Im Mairitt in Niederdeutschland tritt bei Tanz und Freischießen der Schimmelreiter auf. Wie die Brünne, die Wodan verleiht, den Sieg bringt, so gibt das Georgshemd, das Sieghemd des Mittelalters, die Kraft, den Feind zu besiegen.

Es ist unverkennbar, daß die Georgslegende, ganz gleich in welchem Lande sie entstanden sein mag, aus deutschem Boden und Maienbrauch eine besondere Fruchtbarkeit gewinnt. Die alten vertriebenen Götter und Helden überlassen ihre Wurzeln den neuen Heiligen, die sonst wie fremde Blumen hier nicht gedeihen könnten.

In dem schönen Schrotblatt eines oberrheinischen Meisters umdrängt den hl. Georg ein reiches Blatt- und Blumenmuster. Die Musterung ist freilich bedingt durch die Punktierweise des Metallschnitts. Aber über die besondere Kunstfertigkeit hinaus spricht dennoch das liebliche Bild wie ein zartes glückliches Minnelied, in dem ein junger Held in den Mai reitet. (Abb. 36, nach S. 96.)

Ein stolzes Geschlecht und ein hoher Überschwang ist auch in dem hl. Georg des Holzschnittes dargestellt, den Hans Burgkmair zeichnete und Jost de Necker schnitt. All die Kraft, die in den Maßen des Rosses und seines Geligers noch erdhaft wuchtet, türmt sich hoch und ehern in dem Reiter auf, glitzert in dem metallenen Prunk der Rüstung, sättigt den machtvollen Körper, bändigt sich in dem Adel des kühnen Gesichtes und frohlockt noch hoch im Zierat des Helms. Schwer

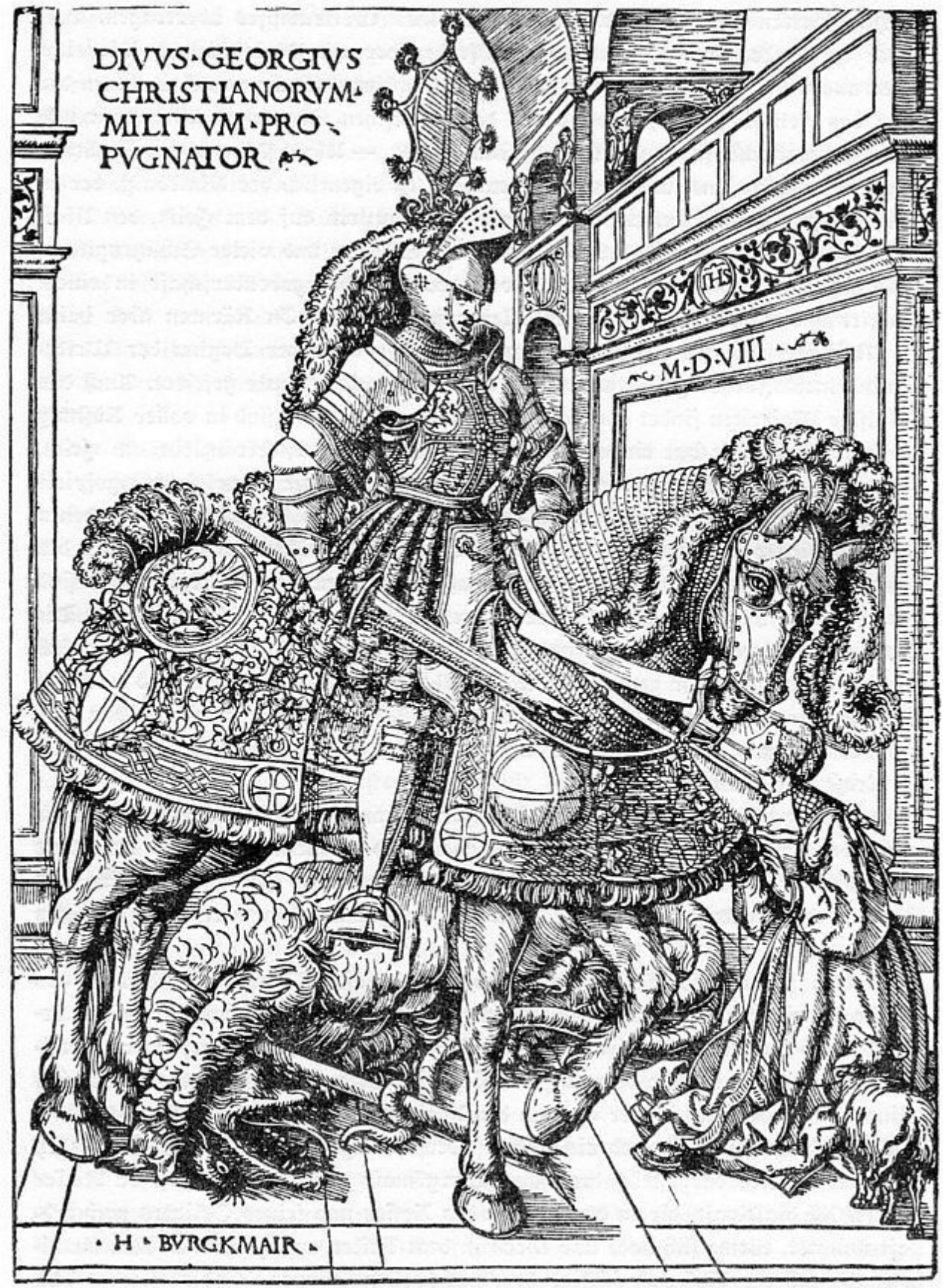

Abb. 37: Hans Burgkmair, Der hl. Georg / Holzschnitt 1508

und maſſig ſchreitet das Roß über den beſiegten Drachen, dankend und huldigend neigt ſich die junge ſchöne Prinzeſſin dem Helden entgegen, und wir hören ein altes Märchen. (Abb. 37.)

Die Türken waren wiederholt bis tief in die Steiermark eingefallen und in Bosnien Nachbarn der Stammlande Kaiſer Maximilians geworden. Schon von Jugend an hatte der Kaiſer ſich berufen zum Kreuzzug gegen die Türken gefühlt; immer wieder plante er einen Krieg gegen den drachengleichen Bedroher des Abendlandes, aber auch dieſer Plan, wie die meiſten des Kaiſers, blieb ſtecken in papierenen Abbildern von ritterlichen Triumphen. Die reiche Förderung, die er der Kunſt zuteil werden ließ, ſtand nicht zum geringen Teil neben der Propaganda für die Weltmachtſtellung ſeines Hauſes in den Zuſammenhängen, die durch die orientaliſchen Fragen gegeben waren. Der hl. Georg kehrt in den Werken der Künſtler, die für Maximilian tätig waren, ſehr häufig wieder, nicht nur, weil die ritterliche Geſtalt dieſes Heiligen den hochgemuten Männern der Dürerzeit beſonders entſprach, ſondern auch in bezug auf den Kaiſer, der ſich als ein neuer Georg fühlte. Den ſchon von ſeinem Vater geſtifteten Orden der St.-Georgs-Ritter unterſtützte er tatkräftig und war bemüht, durch die Errichtung von St.-Georgs-Bruderſchaften auf der breiten Grundlage des ganzen Volkes ſich Truppen für einen Feldzug gegen die Türken zu verſchaffen. Er ſelbſt war erſtes Mitglied des Ordens.

Von hier aus erweiſt ſich auch unſer Holzſchnitt, der ein gleichartiges Gegenſtück zu dem Holzſchnitt Burgkmairs mit dem Reiterbildnis Maximilians iſt, als ein Blatt von politiſcher Bedeutung und nötigt den Beſchauer, die dargeſtellte Georgslegende auch politiſch zu deuten. Maximilian fühlt ſich ſelbſt als ein hl. Georg. Der Drache iſt der Türke und die befreite Königstochter das chriſtliche Abendland mit dem Lamm Gottes. Der Vergleich des Türken mit einem Drachen iſt aber nicht nur ein allegoriſches Spiel der Zeit, ſondern vor allem eine naheliegende Umkehrung eines im Volksbrauch ſchon vorhandenen Sinnbildes, in welchem der Drache und der Winterrieſe als ein Mohrenkönig und Türke vorgeſtellt wird.

7

Der deutſche Michel

Im Gegenſatz zu Verehrungsformen, die in Völkern aus der eigenen Art gewachſen waren, enthielt die Heilsbotſchaft der römiſchen Kirche zugleich mit der dringenden Nötigung zur Bekehrung auch die eifernde Verneinung jeden anderen Glaubens. Die chriſtlichen Sendboten aber befolgen zuweilen klug auch die taktiſche Weiſung Gregors des Großen, bei der Einführung der neuen Religion möglichſt ſchonend und erhaltend mit der alten zu verfahren, und lenkten ſolcherart unmerklich die beſonderen völkiſchen Glaubensquellen in die allgemeine Strömung des Chriſtentums. In der gleichen Abſicht errichteten ſie ihre Kirchen gerade auf den alten Verehrungsſtätten und weihten ſie irgendeinem Heiligen, dem man die Kräfte und Hilfsweiſen der älteren Gottheit zugeſtand. So kommt es, daß eine Gottheit ihr Gepräge hier dieſem und dort einem anderen Heiligen überliefert und daß ein Heiliger die Weſenszüge hier der einen und dort einer anderen Gottheit übernimmt und in ſich vereinigt. Im Volksglauben und Jahresbrauch ſind auf die Heiligen Hubertus, Georg, Martin, Leonhart, Wolfgang, Oswald, Nikolaus, Michael und andere viele Züge des vielverehrten Wodans übergegangen, während z. B. in Michael die Eigenſchaften Wodans, Zius und Donars überliefert ſind. Unſere Vorfahren weihten landſchaftlich ausgezeichnete Bezirke ihren Göttern und verehrten dieſe — erfüllt vom Reichtum der Beziehungen zur ereignisvollen Natur — in Hainen, bei Quellen oder auf Bergeshöhen. Es lag für die chriſtlichen Glaubensboten kein Grund vor, ihre Kirchen auf entlegenen Bergen zu errichten, denn ſie fühlten ſich hier ihrem Gott nicht näher als an anderen Orten. Dennoch taten ſie es, um gerade hier an den Reizſtellen des Glaubens die alten Götter zu verdrängen, und weihten die Kirche dem Erzengel Michael. Da nun in der Folge die Michaelskirchen zumeiſt auf Bergeshöhen ſtanden, forderte man auch anderorts für Kapellen, die Michael geweiht werden

sollten, eine Höhenlage und baute sie in Turmgeschossen ein. Eine ganze Reihe von Michaelskirchen, Michaelsbergen und Heiligenbergen, auf denen eine Michaelskirche stand oder steht, sind ursprünglich Verehrungsstätten Wodans. Gisela, die Tochter des westfälischen Grafen Hesse, baute im Jahre 820 in dem Dorf Evingerode dem hl. Michael eine Kirche. In der Nähe lag Godenhusen (Wodanshausen), und hier entstand später das Kloster Michaelsstein. In Gudesberg (Wodansberg) in Hessen, am Fuße des Odenberges, soll der Schimmel Kaiser Karls des Großen mit dem Hufe eine Quelle aus dem Felsen geschlagen haben. Hier ist eine Kirche dem hl. Michael geweiht und der Stein mit dem Hufstritt in die Kirchhofsmauer eingesetzt. In Volkssagen ist Karl der Große oft an die Stelle Wodans getreten. Gegenüber von Heidelberg auf dem Heiligenberg, einer vorchristlichen Verehrungsstätte, sind die Reste einer Basilika des hl. Michael gefunden worden. Hier stand ein Heiligtum des Merkur, der römischen Bezeichnung für Wodan. Eine Michaelskirche steht auch auf dem Heiligen Berg bei Ovenshausen, das, wie schon der Name sagt, eine Kultstätte Wodans gewesen sein muß. Die Langobarden, deren Kriegs- und Stammesheiliger Michael wurde, errichteten die Hauptstätte seiner Verehrung auf dem Berge Garganos in Unteritalien; die Michaelslegenden, die an den Namen dieses Berges geknüpft sind, weisen auf germanische Göttermythen zurück. Vor Michael war Gwodan der Kriegs- und Stammesgott der Langobarden. Die Beispiele für Michaelsberge und Michaelskirchen lassen sich noch zahllos vermehren. Daß es gerade der Erzengel Michael war, der vielerorts Wodan verdrängte, verdankt er seiner biblischen Eigenschaft als Streiter wider Luzifer und als Helfer in Kriegsnot. Dies verstanden die Germanen auf ihre Weise und bewahrten solcherart die alten Vorstellungen von ihrem Schlachtengott Wodan. Michael verschaffte den Langobarden den Sieg in Unteritalien. Die Heere Heinrichs I. und Ottos I. fochten unter dem Banner Michaels und schlugen die Ungarn bei Merseburg und auf dem Lechfelde. Große Städte und Reiche erhoben den Erzengel zum Schutzheiligen, denn mit seiner Hilfe war der Sieg gewiß. In seiner Sachsengeschichte sagt Widukind von Michael, daß dieser Engel fast so gut wie ein Sieg sei. Das deutsche Reichsbanner trug das Bild des Erzengels als des Schirmherrn Deutschlands, und so wurde er zum deutschen Michel. Erst in der Stauferzeit wurde sein Bild im deutschen Banner durch den Adler verdrängt. Der Name des Engels fügte sich so vertraut und bekannt in die deutsche Sprache ein und bezog aus dem alten deutschen Wort „michel", das bis ins späte Mittelalter gebräuchlich war und soviel wie hell, glänzend, leuchtend, stark bedeutete, dessen hochgemuten Sinn und dessen Überschwang und Leuchtkraft.

Älter als der Lanzenschwinger Wodan ist der Schwertgott Ziu, im Norden Tyr genannt. Sein Name ist in dem Wort Dienstag erhalten, denn er ward dem römischen Kriegsgott Mars und sein Tag dem dies Martis gleichgesetzt. Widukind

stellt ihn als sächsischen Mars obenan. In Bayern heißt er Er und sein Tag statt Dienstag Erchtag. Ursprünglich ein leuchtender Himmelsgott kämpft er dann als Sturm- und Blitzgott mit den Sturmunholden den herbstlichen Drachenkampf. Er wird in Schlachten und Liedern angerufen, führt das Schwert und verleiht den Sieg. Durch Wodans wachsendes Ansehen beschränkt, gehen seine Eigenschaften auf diesen über, sein Schwert wird bei Wodan zum Speer oder Stab. Der alte Schwerttanz ist vor allem auf Ziu zu beziehen. Michael hat bald Zius, bald Wodans Verehrung abgelöst. Die brabantischen und flämischen Fechtergesellschaften machten ihn zu ihrem Schutzheiligen und hielten am Michaelstag Schwertfeiern ab. In der Folge wurde er dann zum Patron der Schwertfeger und Waffenmeister. In Valenciennes wurde das Schwert Michaels aufbewahrt und jährlich in einer Prozession umgetragen, wobei kriegerische Spiele und vielleicht auch Schwerttänze vorkamen. Das Schwert Julius Cäsars, das in Köln im Heiligtum des Mars aufbewahrt war, wurde dem neuen Imperator Vitellius als Zeichen der Herrschaft überreicht. Das Heiligtum wurde zur Kapelle Michaels. Die Kapelle wurde später abgebrochen, doch zu beiden Seiten der Straße, wo sie stand, sieht man die Bilder des Mars und des Michael. Wahrscheinlich hat jenes Schwert ursprünglich einem deutschen Schwertgott gehört ...

Die landschaftliche Bezogenheit des germanischen Glaubens ist so stark, daß die Verehrungsstätten der Gottheit auch von der Landschaft her eine mächtige mythische Bedeutungsfülle erhalten. In der Heiligkeit eines Hains oder eines Quellbezirks sind Totenkult und Ahnenkult verknüpft mit dem Mythus vom Lebensbaum oder vom Lebensbrunnen. Auch die Verehrung auf Bergeshöhen ist mit Ahnenkult verbunden und mit dem Mythus vom Berginnern, in welchem der göttliche Seelenführer die Scharen der toten Ahnen versammelt. Das Berginnere ist das Totenland, der Utgart, wie in einem Hügelgrab und Hünengrab die schätzebergende Unterwelt, der Untersberg, jene zauberhafte Welt, vor welcher der Tod als Riese oder Drache den Unsterblichkeitstrank bewacht. Aus dem Berg hinaus und nachher wieder hinein führt Wodan das wilde Heer, das Heer der Toten. Verwandelt als deutscher Kaiser schläft der Gott im Kyffhäuser und wartet, bis seine Zeit um ist. Aber im Totenland, im Untersberg gibt es keine Zeit. Gar mancher junge Mensch, der von einem kleinen Vogel in den Berg hineingelockt wurde und dort eine kleine Weile verbracht zu haben glaubte, kam als ein Greis wieder heraus, denn draußen waren inzwischen hundert Jahre vergangen. Der Berg also als Verehrungsstätte der Gottheit bezieht seine Weihe aus einer mächtigen mythischen Bedeutungsfülle und ist mit Totenkult und Ahnenkult verknüpft. Mit der Verwandlung der heidnischen Verehrungsstätten auf Bergeshöhen in Michaelskirchen übernimmt der Erzengel im Volksglauben alle jene Züge, die Wodan als einen Gott der Toten kennzeichnen. Die Langobarden, die unter dem Banner Michaels den Sieg erfochten, errichteten die Hauptstätte seiner Vereh-

Abb. 38: Der Erzengel Michael und das Wunder vor der Hohle des Garganos
Holzschnitt 1492

rung auf dem Berge Garganos in Unteritalien. Die Michaelslegenden, die mit dem Namen dieſes Berges verknüpft ſind, wiederholen ſichtlich die alten Mythen vom Berginnern als dem Totenland. Ein reicher Mann namens Garganos fand ſein verlaufenes Rind auf einem Berg vor einer Höhle. Als er auf die Höhle zu ſchoß, flog der Pfeil zurück und verwundete den Mann. (Abb. 38.) Garganos unterrichtete den Biſchof von dem Wunder, und als dieſer in die Höhle eindringen wollte, erſchien ihm Michael und rief: „Ich bin ſant Michel der engel Gottes und bin ſtetiglich vor got. und hab ein wonung auff dem berg. Da was Garganos kummen. unnd wolt die ſtat vermeyligt haben. des wolt ich nit vertragen. wann ich wil der ſtat huten das kein frewel da geſchech." Und nun ruft Michel die Chriſten zum Streit gegen die Heiden und gewährt ihnen ſeinen Beiſtand, indem er einen ganzen Hagel von Steinen auf das feindliche Heer niederſauſen läßt. „Da erhub ſich ein groß ungeheures weter mit ſteynen." Die Langobarden feierten den Sieg und „machten ein opfer ſant Michel zu eren. und giengen zu der höl. da ſahen ſy die tritt die ſant Michel getretten het in den ſteyn. Da gelaubten ſy wol das die ſtat ſant Michels was. und dankten im der genaden die er in gethan het. unnd dorften dennoch nit in die höl gehen. und machten ſant michel ein kirchen nahent dabei." Sogar die Roßtrappen Wodans alſo ſieht man hier vor der Höhle. Gerne möch-

ten die Prieſter die Höhle weihen, aber Michel wehrt ab: „Ich hab dy grufft ſelber geweyhet das ſolt du morgen ſehen. Da funden ſye ein Capell dy waz einhalb gewachſen in den holen berg in einen hertten ſteyn.“ In dieſer Kapelle hört man die Stimmen der Engel, fremde Lichter leuchten darin, genau wie in der Mitternachtsmeſſe der Unterirdiſchen. Alle Lebenden müſſen am Abend die Kapelle verlaſſen. „Und da die nacht kam da verſperret ſich ſelber die kirch. und darf keyn man bey der nacht in die kirchen geen. und iſt ein ſteyn in der kirchen. darauhs rynnet ein wunderliches waſſer. von dem waſſer werden vil ſiecher menſchen geſunt von ſant Michels genaden.“ Wir erkennen leicht den Lebensbrunnen in der Unterwelt, den Unſterblichkeitstrank im Totenland. Als ſpäter einmal Kaiſer Heinrich die Kirche nachts allein beſuchte, war alles wie verzaubert und er ſah das Wunder mit eigenen Augen. Zuerſt tönte der Sang der Engel durch den Raum, und dann ſah der Kaiſer, wie viele Engel in den Raum herein kamen, die Michael anführte. „Darnach kam ein große menig der engel die fürten ſant Michel der leuchtet ſchöner denn der ſunnen ſcheyn.“

Die Legende macht es erſichtlich, woher Michel, der Erzengel, im Volksglauben ſeine Züge als Seelenführer übernommen hat, wie er in chriſtlicher Wendung des Volksglaubens zum Patron der armen Seelen im Fegefeuer, zum Verteidiger der Seelen, zum Schutzheiligen der Friedhöfe und Friedhofskapellen, zum Helfer der Sterbenden und zum Fürbitter um einen guten und ſchnellen Tod wurde. Außer der Julzeit und dem Winteranfang iſt die heilige Totenfeſtzeit um Michaelis. Von altersher hing die Verehrung der Götter zuſammen mit Opfer für die Toten. Die große herbſtliche Wende im Jahreslauf verband mit dem feſtlichen Dank für die Ernte zugleich den Gedanken an den nahen winterlichen Schlaf der Erde und die Sorge um die Abgeſchiedenen. Die Toten waren Wodan geheiligt; ihre Seelen folgten ihm als ſein wildes Heer in den Sturmnächten des Winters. Die gefallenen Helden kamen zuerſt in Freyas Wohnung und dann in Wodans Walhalla. Dem Volksglauben zufolge verweilen die Seelen der Verſtorbenen in der erſten Nacht bei der hl. Gertrud und in der zweiten bei St. Michael, womit deſſen Amt als Beſchützer der Seelen in der Vorhölle zuſammenhängt. Bei Odin zu Gaſt ſein, Odin heimſuchen, bedeutet ſoviel wie ſterben, nach Walhall fahren. Auch Michel iſt manchmal der Tod ſelbſt, denn es heißt, daß man Michels Schlaf bis zum Jüngſten Tag ſchläft. Eine oberpfälziſche Sage nennt ein Kind, deſſen Gevatter der Tod iſt, Michael Tod. Auch die Schlafmütze des deutſchen Michel iſt hier erwähnenswert. Solcherart in Deutſchland von Wodan her mit beſonderer Bedeutung erfüllt, übernahm Michael auch Züge Donars, der auch ein Beſchützer der Toten war. Die Gräber und Urnen trugen Donars Hammerzeichen, den Verſtorbenen wurden Donnerſteine und Äxte — für Hämmer — beigegeben. An Stelle Thors, des nordiſchen Donars, wird auf ſkandinaviſchen Runenſteinen Michael zum Schutz der Toten angerufen. Die Angelſachſen ſtellten ſich Michael wie den

rotbärtigen Thor mit Donnerkeil und rotem Gürtel vor. Im Norden wurde beſonders der hl. Olaf zum chriſtlichen Vertreter Thors und vorgeſtellt mit rotem Bart, mit einer Axt und dem Drachen zu ſeinen Füßen. In Deutſchland aber übernahm Michel den Gräberſchutz Donars. Thor iſt auch ein Feind der Diebe. Im ſchwediſchen Volksglauben können Diebe das ganze Jahr nicht ſchaden, wenn man am Michaelisabend alles unter Schloß und Riegel verſperrt hält. Wenn man am Michaelistag das Vieh ſchweigend aus dem Stall führt, bleibt dieſer das ganze Jahr ruhig. Als Nachfolger Donars iſt St. Michel auch Patron gegen Blitz und Gewitter. Donars Hammerzeichen konnte gar leicht in das Kreuzzeichen im Schilde Michaels übergehen und Donars Kampf mit den Gewitterunholden und Feuerrieſen der Unterwelt als Kampf Michaels mit dem Drachen verſtanden werden.

Im bäuerlichen Leben unſerer Vorfahren war der Herbſt eine ereignisvolle Wende im Jahreslauf. Die beiden Sonnenwenden ſowie die Frühlings- und Herbſtgleiche ſind mit vielerlei Brauchtum verknüpft. Die Kirche, die von ſich aus nur Weihnachten und Oſtern oder Pfingſten dem Mittwinter und dem Frühlingsbeginn gleichſetzen konnte, ſah ſich bald veranlaßt, auch den Mittſommerbrauch durch das Johannisfeſt und die Herbſtfeiern durch Mariae Himmelfahrt oder das Michaelsfeſt zu erſetzen. So verſchob ſie auf dem Konzil zu Konſtanz im Jahre 813 den Michaelstag von ſeiner urſprünglichen Zeit am 15. März oder 8. Mai auf den 29. September. Michaelis iſt für den Bauern eine wichtige Zeit. Die Winterſaat muß ausgeſtreut und mit dem Viehheimtrieb begonnen werden; nun ſind die Wechſeltage für den Abgang des alten und den Zugang des neuen Geſindes und die Friſten für Abgaben und neue Verpflichtungen uſw. kurz, zu Michaelis erfolgt die große jahreszeitliche Umſtellung im bäuerlichen Leben. Urſprünglich ein Groß-Thing, ein Gerichtstag, in Verbindung mit Verehrungsfeiern für Donar fiel dann dieſer Gerichtstag auf einen Donnerstag (!) nach Michaelis und wurde zum Michaelisthing und Anlaß zu vielartigen Feiern, Erntedankfeſte, Schlachtfeſte, Kirchweihen, Jahrmärkte, Viehmärkte und Schmauſereien. Auf der Senne hat man nach dem Heimtrieb, der zu Martini beendet ſein muß, etwas Käſe, Milch und Schnaps für die Berggeiſter zurückgelaſſen, die Handwerker arbeiten abends und morgens wieder bei Licht, und der Meiſter ſtiftet den Geſellen den Lichtbraten oder die Lichtgans für ein feſtliches Zuſammenſein. In England und am Niederrhein gibt es zu Michaelis die Michaelisgans, die anderorts als Martinsgans erſt zu Martini gegeſſen wird. In der Moſelgegend wirft man zu Michaelis ein brennendes Rad den Berg hinunter, und die Burſchen laufen dem Rad mit brennenden Fackeln nach. Anderswo zündet man Michaelsfeuer an. In Musdorf in Schwaben tanzen am Michaelstag die Metzger um ein großes Feuer. Wie man am Gertrudstag nicht ſpinnen darf, weil da die Beſchäftigungen des Winters aufhören, ſo darf man am Michaelstag nicht auf dem Felde arbeiten, weil nun die Arbeiten des Sommers aufhören. In Dänemark finden luſtige Gelage ſtatt, bei denen die

Abb. 39: A. Dürer, Michaels Kampf mit dem Drachen / Holzschnitt

Michaelsminne getrunken wird, gerade so, wie man einst des Erntegottes Donars Minne, d. h. Gedächtnis, trank.

Michael als Seelenwäger und Engel des Jüngsten Gerichts hängt mit allgemeinen indogermanischen Vorstellungen zusammen, wozu im germanischen Umkreis eine Beziehung zu Balder hinzukommt. Wie Michael als Rächer seines Herrn „Baldr" den Mörder desselben in die Feuerhölle schleudert, so rächt Balders Sohn den Vater, indem er dessen Feind auf den Scheiterhaufen legt. Bei fast allen Völkern wird die Sonnenfinsternis gedacht als ein Drache, als ein Ungeheuer und Höllentier, das die Sonne verschlingt. Im nordischen Mythus gerät der Lichtgott als Baltram in den Rachen des Ungeheuers und wird von seinem jüngeren Bruder befreit. Nach einer Sage der Serben hatte ein Teufel die Sonne geraubt, aber Michael sie der Welt und dem Himmel wiedergegeben. Im Merseburger Segen reiten Wodan und Balder in den Wald und Balders Roß renkt sich den Fuß aus. Niemand kann hier helfen, weder Sindgund und Sunna noch die anderen Himmlischen, bis endlich Wodan seinen Segen sagt: Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied, bis sie geleimt sind und das Roß geheilt ist. Diese Sage ist auf den Pferdesegen Michaels übergegangen. Petrus, Michael und Stephan reiten zusammen aus, und als das Roß des hl. Stephan, auf den auch sonst Züge Balders übergegangen sind, krank wird, heilt es Michael mit seinem Pferdesegen.

Es lassen sich noch viele Beispiele anführen, die den Zusammenhang des hl. Michael, des Schirmherrn Deutschlands, des deutschen Michels mit alten einheimischen Gottheiten erweisen. In dem schönen und aufgeregten Holzschnitt aus der Folge der Apokalypse hat Dürer den Text der Offenbarung vor Augen gehabt und gewiß nicht an germanische Götter gedacht. Und dennoch ist dieser Michael und sein Kampf mit den Ungeheuern zu innerst erschaffen aus dem Aufruhr der eigenen Phantasie und erfüllt von Vorstellungen und Gesichten, die weither aus alter deutscher Überlieferung kommen und unter fremden Namen ein verschollenes göttliches Gleichnis offenbaren. (Abb. 39.)

8

Die wilde Jagd und der hl. Hubertus

Wenn in Sturm- und Winternächten, in den Fronfasten und besonders in den Zwölften das wütende Heer in wilder Jagd durch die Luft braust, und im Gebälk des Daches und im Rauchfang ein unheimliches Winseln und Heulen umgeht, dann ist in der warmen Geborgenheit der Stube die hohe Zeit für Sagen und Märchen. Der winterliche Wodan, der draußen auf seinem dreibeinigen Schimmel dahinstürmt, im breitkrempigen Hut und weiten flatternden Mantel, das Hüfthorn an der Seite, von heulenden feuerspeienden Windhunden begleitet, wird in diesen Sagen mit vielerlei holdem und unholdem Geschehen in Verbindung gebracht und mit vielerlei Namen genannt: Wod, Wut, Woljäger, Wauwau, Breithut, Mantelträger oder Hackelberg, Schimmelreiter, Haßjäger, Junker Martin, Erzengel Gabriel, himmlischer oder englischer Weltjäger usw., doch alle verraten die Züge des alten Jagd- und Sturmgottes Wodan.

In kriegerischen Sagen vom wilden Heer kämpfen gefallene Helden in der Luft und man hört den Schlachtenlärm, das Klirren der Schwerter und der ehernen Rüstungen. In Burgund glaubte man noch im 17. Jahrhundert, daß Karl der Große mit seinen Helden, die in der Walserschlacht fielen, großartigen Umzug halte, voran der Held Roland mit der Fahne. Wir kennen die Zusammenhänge verschiedener Kaiser mit Wodan aus der Kyffhäusersage. Das nächtige Heer, das der wilde Weltjäger anführt, kommt aus dem Inneren eines Berges, aus der Tiefe eines Sees, nämlich aus der Unterwelt, aus dem Totenland. Wer neugierig das Heer sieht, wird leicht blind oder leidet sonst einen Schaden, denn das Totenland und die Toten sieht man nur als Toter oder als Blinder. „Ins alte Heer gehen" hieß noch im Mittelalter soviel wie sterben. Man muß sich vor dem Heer in acht nehmen, und, wenn es herannaht, sich rasch auf den Boden werfen und die Arme und Beine kreuzen, denn die Unholden scheuen das Kreuzzeichen. Darum schneiden

Abb. 36: Der hl. Georg / Schrotblatt um 1460

Abb. 40: A. Dürer, Hubertus / Kupferstich

die Holzfäller drei Kreuze an den Strunk des gefällten Baumes, denn so finden die Waldweibchen im Strunk einen Schutz, wenn der Wode sie verfolgt. Man hört das Nahen des Heeres schon von weitem. Zuerst hebt leise und fern eine süße Musik an, so fremd und schön, als spielten überirdische Spielleute und sängen himmlische Sänger. Das Gras wogt im Mondschein auf und ab, das Laub an den Bäumen und die Äste wiegen sich. Immer lauter wird das Singen, immer heftiger wogen die Gräser, immer stürmischer flattern die Blätter, bis schließlich die wilde Jagd im Riesensturm vorbeibraust, wie von hunderttausend Instrumenten gespielt. Das ist ein Singen und Pfeifen, ein Johlen und Geigen, ein Dudeln und Heulen, ein Klirren und Orgeln, kurz, ein frommer Christ kann wohl glauben, daß der Teufel los sei. Ein mutiger Förster schoß einmal mit der Flinte in das dunkle Gebrause hinein, da fiel ihm eine Eule vor die Füße. Manche sind der Meinung, daß eine sündige verstorbene Nonne in der Gestalt einer Eule, des todansagenden Vogels, dem Heere voranfliege. Von der Rolle der Norne als „Nonne" war in Kapitel 5 die Rede. In einer lieben und einfältigen Lausitzer Sage, in der Dietrich von Bern als wilder Jäger umzieht, fliegt eine Eule mit dem Tod am Rücken hinter dem Heere her, während voran der Apostel der Deutschen fliegt, Bonifatius selbst, der wie ein getreuer Eckart die Gläubigen vor dem Teufelsheer warnt. Auch der Apostel zweifelt nicht an der Existenz des Heeres, aber in seiner Anschauungsweise muß der Wode oder der mythische Jäger ein gar sündhafter Kerl sein, ein Verbrecher, ein Mörder, wo nicht gar der Teufel selbst. Der Hackelberg ist verflucht und muß ewig als ein heulender Jäger, als Joljäger, ruhelos umherjagen, weil er als Lebender auch sonntags auf die Jagd zog und überhaupt die Jagd lieber hatte als den Himmel. Die Geistlichkeit hatte gewiß viel Mühe mit dem starrköpfigen Volke, dieses von seinen alten Sitten abzubringen und an die Heiligung der fremden christlichen Feiertage zu gewöhnen. Einem Junker, der es wagte, am Sonntag statt in die Kirche auf die Jagd zu gehen, folgte der Fluch hinterdrein und die Verdammung, ein wilder Jäger zu sein. Der Volksglaube an die wilde Jagd, der unausrottbar war, wurde von frommen Geistlichen mitunter in einer Art gedeutet, die den einfältigen und gütigen Herzen mehr Ehre machte als den Künsten der Exegese. Wodan wurde in diesen Fällen nicht als der leibhaftige Böse gedeutet, sondern als Erzengel Gabriel, die wilden feuerspeienden Rüden als Wahrheit, Gerechtigkeit, Frieden und Erbarmen; der Erzengel und seine gezähmten Bracken jagen das Einhorn, nämlich Christus, in den Schoß der Maria. Es scheint, daß die geistliche Exegese hier notgedrungen einen Volksglauben bestätigte, der von sich aus aus einem Heer der Toten ein Heer der Engel und aus dem göttlichen Weltjäger einen Erzengel gemacht hatte, den als Teufel zu verfluchen nun nicht mehr möglich war. In Westfalen heißt die wilde Jagd „de engelske Jagd", gewiß nicht in Anlehnung an die geistliche Exegese. Für die Entweihung des Feiertags durch Jagd oder Arbeit erfand man im Volksglauben

harte Strafen. Ein armer Mann, der am Sonntag Reisig sammeln ging, wurde zur Strafe in den Mond versetzt, wo man ihn noch heute sehen kann, gebückt und mit dem Reisigbündel am Rücken.

Aus Wodan, der den Sonnenhirsch erlegt, wird der wilde Jäger, der gleichfalls den Sonnenhirsch erlegt, ferner der Schimmelreiter, der zu Weihnachten — also zur Wintersonnenwende — gegen die Sonne schießt, und auch der Freischütz, der nach dem Teufelspakt sicher trifft, wenn er den Schuß gegen die Sonne richtet. In der hannoverschen Sage von Ritter Tils treibt dieser seinen Jäger am Christtag zum Schuß auf den Hirsch mit dem Kruzifix an, drum sitzt er nun in einem versunkenen Bergschloß, und sein Bart wächst durch den Tisch. Hubertus, ein leidenschaftlicher Jäger, jagt in der Karwoche und erblickt plötzlich als einen Sendboten des Paradieses einen weißen Hirsch, der im Geweih ein Kruzifix hat und den wilden Jäger bekehrt. (Abb. 40, vor S. 97.) Dieses Kreuz, das den wilden Jäger Hubertus abwehrt und bekehrt, erinnert daran, daß dem wilden Heer auf seiner Jagd Kreuzwege hinderlich sind und daß auch das Wegkreuz die Unholden abwehrt. Zu solcher Abwehr dient daher das Kreuz, das Hakenkreuz, die Mistel und andere Dinge, die mit Donars Hammer in Verbindung stehen und besonders am Donnerstag wirksam sind. Von Wodans Roß in der wilden Jagd rühren die Roßtrappen, die Hufeisensteine und Hufeisen her, die Glück bringen, besonders wenn sie sieben Löcher haben. Simrock erwähnt ein Hufeisen, das in Oberwesel ins Straßenpflaster eingelassen war und nach der Ortssage von St. Huberts Roß herkam. Wahrscheinlich ist diese Bezeichnung an Stelle einer älteren heidnischen getreten, die sich auf Wodan bezogen hatte. Mit der Erscheinung des Kruzifixes, der Teufelssage und der Betonung christlicher Festtage dringt immer mehr die christliche Anschauung in die Sagenwelt von der wilden Jagd ein. Daß die verschiedenen wilden Jäger zumeist am Christtag oder an anderen christlichen Feiertagen gegen die Sonne schießen, den Hirsch jagen und solcherart gegen die christliche Heiligung der Feiertage verstoßen, kommt wohl daher, daß die wilde Jagd des wilden Heeres gerade zur winterlichen Sonnenwende geschah und daß in den späteren wilden Jägern der heidnische Kalender sich zu einem Frevel verkehrte.

Der wilde göttliche Jäger Wode jagt einen Eber oder ein Roß, eine Hinde, einen goldringgeschmückten Hirsch, der wie die Sonne bei ihrem winterlichen Niedergang in die Unterwelt flieht. Des Gottes Sonnenhirsch kehrt in vielen Jagdgeschichten und selbst in geschichtlichen Aufzeichnungen wieder. In der Zimmerschen Chronik aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wird von einem Hirsch erzählt, der in der Züricher Gegend erlegt wurde und dessen Hals man auf keine Weise aufschneiden konnte, bis man fand, daß im Hals ein goldener Ring verwachsen war; der Ring aber trug eine Inschrift Karls des Großen mit der Bitte, den Hirsch zu schonen. Karl der Große spielt in Sagen oft die Rolle des wilden

Jägers und des Schimmelreiters. In der Schlacht auf dem Walserfelde reitet er auf einem dreibeinigen Schimmel, auch schläft er wie Barbarossa im Innern eines Berges und wartet, bis seine Zeit kommt. Eine andere geschichtliche Persönlichkeit, auf welche die Sage vom wilden Jäger übertragen wurde, ist Dietrich von Bern. Als der Berner in einem Fluß badete, sah er einen Hirsch. Vom Jagdeifer erfaßt, rief er sogleich nach seinem Roß und seinen Rüden. Plötzlich stand neben ihm ein rabenschwarzer Rappe, gesattelt und gezäunt. Dietrich sprang auf seinen Rücken und raste davon. Man sah ihn nie wieder. (Abb. 41, nach S. 112.) Der Teufel, der sonst gern in einer Kutsche mit einem Sechsergespann aus schwarzen feuerschnaubenden Rossen fährt, erschien hier selbst als Roß und entführte den Helden in die Hölle. Dietrich fand einmal, als er im Kampf mit einem Riesen verwundet wurde, eine wunderbare schlafende Jungfrau unter einer Linde am Brunnen; als sie aufwachte, verband sie seine Wunden. Es war Frau Saelde — Frau Glück, Frau Heil, Frau Wonne —, von der es hieß: „Vro Saelde wird din phlegen." Frau Holle, die in einem Berge oder unter einer Linde im Brunnen wohnt, die gute Mutter und Schicksalschwester, lockt den Jäger durch einen Hirsch in ihr Land. In der isländischen Huldasage wird Odin von einem goldringgeschmückten Hirsch in eine entlegene Gegend gelockt, wo er Hulda trifft, die unserer Frau Holde und Holle gleicht. Thomas von Ercildoune der Reimer kehrt aus der Unterwelt von der Königin, der er seine Kunst und all sein Wissen verdankt, nach sieben Jahren auf die Erde zurück, aber nach weiteren sieben Jahren läßt ihn die Königin durch einen Hirsch wieder abholen, und man sah ihn nie wieder. Auch die sagenhafte Mutter Karls des Großen, die Königin mit dem großen Fuß, die Königin Gansfuß, wird durch einen Hirsch ihrem Manne zugeführt. (Abb. 42.) In der Sage vom Hirschbrunnen ist die Rede von einer Quelle, die versiegt ist; ein Jäger,

Abb 42: Tristan und Isolde / Holzschnitt 1484

der die Quelle untersuchen will, sieht im Walde einen Hirsch mit goldenem Geweih, er legt zum Schuß an, aber da erfaßt ihn Mitleid und er schont das wunderbare Tier. Am nächsten Morgen findet er das goldene Geweih neben der Quelle, die nun gutes und heilkräftiges Wasser gibt. In einer flämischen Sage wird der Schwanenritter von einem Hirsch an einen Brunnen geführt, wo er Beatrix findet, mit der er sieben Kinder zeugt, die von einem Einsiedler namens Helias (eine Vermännlichung der Unterweltsgöttin Hel) aufgezogen werden. Bei einem Brunnen findet Reimar die Melusine, die ihm rät, eine Hirschhaut in schmale Riemen zu schneiden. In Köln trug man am Hubertustag kleine Riemchen aus weißgegerbtem, rotbespritztem Wildleder im Knopfloch. Den Heiligen Felix von Valois und Johannes von Matha erscheint in der Waldeinsamkeit ein Hirsch, der ein rotblaues Kreuz im Geweih trägt, und hier wird das Kloster Cerfroid — Hirschbrunn — gegründet. In der Sage vom hl. Oswald lockt ein goldener Hirsch den Heidenkönig davon, während Oswald mit der Tochter des Königs entflieht.

Sehr eindringlich beziehen sich die Sagen vom Hubertusschlüssel und Hubertushündchen auf ältere heidnische Vorstellungen: ein Engel hatte St. Hubert den sogenannten Hubertusschlüssel gebracht, der die Heilung der Gebissenen bewirkt; auch brennt man diesen Schlüssel den Hunden auf die Stirne und glaubt sie solcherart vor Tollwut sicher. Die wilde Jagd und der Sonnenhirsch hängen innig zusammen mit den germanischen Vorstellungen vom Brunnen unter dem Lebensbaum. Auch das wilde Heer dringt aus der Tiefe des Brunnens herauf und kehrt wieder dahin zurück und verschließt den Brunnen mit einem feurigen glühenden Deckel. Dieselbe Bedeutung wie der Brunnen hat auch das Berginnere. Es ist erfüllt von der Pracht funkelnder Metalle und Edelsteine, und damit hängt es vielleicht auch zusammen, daß Hubert — als ein ferner Nachfahre des wilden Jägers und Wodans — in der Lütticher Gegend von Schlossern, Schmelzern, Goldarbeitern, Kupferschmieden, Eisenhändlern und Optikern verehrt wurde.

Frau Holle tritt in der wilden Jagd oft an die Stelle Wodes als wilde Jägerin, als Hexe und sogar als des Teufels Großmutter. Sie reitet, da sie aus der Hölle kommt, auf einem Rappen; sie trägt ein Jagdhorn an der Seite; ihr Jagdkleid und ihr Haar flattern im Winde, und schwarze, feuerschnaubende Rüden folgen ihr im Sturm. Es sind dieselben Hunde, die Wode begleiten; sie fressen Flugasche und glühende Kohlen und werden wie die Winde mit Mehl oder Brotteig gefüttert. So macht auch Petrus, auf den im Volksglauben manche Züge des alten Wetter- und Sturmgottes übergegangen sind, tollwütige Hunde durch ein Stück geweihtes Brot zahm. Der Hund der Nornen, der Welthund, der Höllenhund trägt einen Schlüsselbund am Hals. Im Zusammenhang mit der Hubertuslegende und der Sage von der wilden Jagd wird auch das Herkommen des Hubertusschlüssels von den wilden Winden und Hunden der Jagd und der Unterwelt ersichtlich. Erwähnt sei schließlich noch das Hirschopfer zur Julzeit, ferner die

Hirſchform des Faſtenkuchens und der Hirſch vor dem Lebensbaum in Werken der Volkskunſt, in denen er Symbol der lebenſpendenden Kraft und Fruchtbarkeit der Sonne iſt. Ein altes nordiſches Lied erzählt:

„Den Sonnenhirſch ſah ich
Von Süden kommen,
Von zweien am Zaum geleitet.
Auf dem Felde ſtanden ſeine Füße,
Die Hörner hob er zum Himmel."

Auch die Sänger der Edda haben den Sonnenhirſch übernommen und in das große Bild von der Welteſche eingeſetzt. Im Wipfel der Eſche weidet der Hirſch Eikthyrnir, aus deſſen Geweih Tropfen hinabfallen und die Ströme der Unterwelt bilden.

Die kirchliche Verehrung des hl. Hubert gilt gewiß einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit, nämlich Hubert, dem erſten Biſchof von Lüttich (722—727); im Volksglauben aber und in der Verehrung durch das Volk ſpielt dieſe geſchichtliche Perſönlichkeit gar keine Rolle, ſondern allein die Geſtalt der Legende, die vom Volke aus der alten, weit verbreiteten und vielartigen Wunderſage vom wilden Jäger und dem Hirſch geſchaffen wurde.

9

Wodan und das Märchen vom hl. Oswald und seinen Goldschmieden

Die geschichtlichen Angaben über den hl. Oswald sind gering und unbedeutend im Verhältnis zu dem hohen Ansehen, das er besonders in den deutschen Alpenländern genießt. Er war König von Northumberland, ließ sich in Schottland taufen und fiel im Jahre 642 in der Schlacht bei Maserfield im Kampf gegen einen heidnischen Fürsten. Seine Verehrung durch das Volk aber bezieht sich auf eine Legendengestalt, die mit der geschichtlichen Persönlichkeit nur den Namen und mit vielen anderen Heiligen das Absinken aus dem natürlichen Bedeutungsraum des Mythus in die Ebene der Wundertätigkeit gemein hat. Gleichwohl überliefert die schöne märchenhafte Legende des hl. Oswald unter einer hauchdünnen christlichen Oberfläche noch fast wörtlich altes Sagengut und macht an einem durchsichtigen Beispiel die ursprünglichen Quellen der Heiligenverehrung durch das Volk erkennbar.

Es war einmal ein König, der hieß, gleich dem höchsten Gott und Walter der

Abb. 43: Der hl. Oswald / Holzschnitt 1488

Asen, Oswald, und zwölf Bistümer und neun Abteien waren ihm untertänig. (Abb. 43.) Bei seiner Krönung brachte ein Rabe, der Latein reden konnte, eine Büchse mit Salböl und einen Brief von Petrus. Nach zwölf Jahren erschien vor Oswald ein alter Mann, ein Waller, und sprach: „Ich bin ein weysſag und ſeind mir zweyundſibentzig land bekannt." (Abb. 44, S. 106.) Er gab dem König den Rat, sich um die Jungfrau Spange, die Tochter des wilden Heidenkönigs Gaudon, zu bewerben, und verschwand. Oswald ließ darauf von seinen zwölf Goldschmieden die Flügel des Raben mit Gold beschlagen und schickte ihn mit einem Ring und einem Brief als seinen Werber aus. Der Rabe flog neunzehn Tage über das Meer in das Land des Heidenkönigs, der sich verschworen hatte, jeden Freier seiner Tochter zu erschlagen. Der Vogel erzählte nun der schönen Spange von Oswald und seiner Liebe und übergab den Brief und den Ring. „Da ward dy junckfraw gar ſer fro und nam den vogel und trug in mit ir in ir kamer und halſet in und küſſet in und trucket in lieblichen an ir bruſt." Nun schickte sie ihn mit einem Brief und Ring zu Oswald zurück und ließ ihm die Botschaft sagen, sie im nächsten Sommer mit zweiundsiebenzig Schiffen und je tausend Rittern abzuholen. Oswald ließ die Schiffe bauen und ganz mit lichten Karfunkelsteinen auslegen, so daß man in der Nacht so gut wie am Tage sehen konnte. Nach einer Fahrt von achtzehn Wochen gelangte er mit seinen Rittern in das Land des grimmigen Gaudon und merkte dort, daß er nichts unternehmen konnte, weil er seinen klugen und weisen Ratgeber, den Raben, daheim vergessen hatte. Ein Gebet aber rief den Vogel herbei, der nun zur Jungfrau Spange flog und von ihr die Weisung brachte, vor der Burg des Königs ein großes Gezelt aufzubauen und obenauf einen Adler aus rotem Golde zu setzen. Nachdem Oswalds Goldschmiede dies Werk vollbracht hatten, sagte Oswald zu Gaudon, der sich erkundigte, sie wären Goldschmiede und hätten gehört, daß die Jungfrau Spange sich verheiraten werde, und sie wollten gerne Ringe, Juwelen und Geschmeide für die Braut herstellen. Darüber ergrimmte der Heidenkönig so sehr, daß er Oswald und seine Leute sofort erschlagen wollte, aber schon häuften die Goldschmiede lauter Gold auf einen Hirsch, der aus dem Paradies kam und dem Gaudon als ein wilder Jäger sofort nachjagte. Inzwischen sprengte Jungfrau Spange mit einem Gebet die Türen des Turmes, in dem sie mit ihren Mägden eingesperrt war, und entfloh mit Oswald. Gaudon aber, dem der Goldhirsch entflohen war, holte die Flüchtlinge ein, es kam zu mehrfachem Kampfe, in dem Oswald die Männer seines Gegners wiederholt erschlug und mit einem Fußtritt aus einem Felsen eine Quelle aufspringen machte, worauf der Heidenkönig sich endlich bekehrte. Oswald vollbrachte später noch viele wunderbare Taten. Bei einem Mahle zerbrach er eine goldene Schüssel und verteilte die Stücke an die Armen. Er fiel im Kampfe gegen die Heiden. Die Stelle, wo er begraben lag, war grün mitten im verdorrten Land, viele Wunder geschahen hier, Kranke und Sieche fanden hier Heilung. Die Stätte hieß „in englischer Sprach hymelfeld".

Sowohl in Oswald als auch in dem alten Waller und in dem Heidenkönig ist Wodan leicht erkennbar, dessen verschiedene Eigenschaften auch sonst als verschieden gestaltige Gottheiten sich kundgeben. Wodan, der Waller mit dem langen Bart und dem Stab, wandert oft unerkannt auf der Erde, sein unverkennbares Bild ist uns aus vielen Sagen und Märchen vertraut. Er ist ein Weissager, der die Zukunft kennt, von allen Wesen Bescheid weiß und alle Welten durchmessen hat. Der alte Waller mit dem langen Bart und dem Stab in der Hand nennt sich vor Oswald einen Weissager und rühmt sich, daß ihm zweiundsiebenzig Länder bekannt seien. Gaudon, dessen Name mit Wodan zusammenhängt und in den Bezeichnungen Frau Wod, Frau Gode, Frau Gauden wiederkehrt, bedeutet in der Legende die dunkle Seite des Gottes, den Totengott, den wilden Jäger, den Winterunhold und Winter, der die Erde gefangen hält und den Unsterblichkeitstrank hütet, und als wilder Jäger den Sonnenhirsch jagt. Traumartig zerfließen seine Züge mit denen der Frostriesen und anderer Winterunholde. Nicht bloß in christlicher, sondern mehr noch in mythischer Hinsicht wird er als der Heidenkönig bezeichnet, wir kennen diesen als einen Drachen, Lindwurm, Mohren, Türken und Heidenkönig aus den Frühlingskämpfen des hl. Georg und als Verwandlungsgestalt der dunklen Seite der Schöpfung. Auch die Riesen der Sagen wollen sich oft mit den eigenen Töchtern vermählen und bedrohen wie Gaudon jeden Freier mit dem Tode. Oswald schließlich ist der lichte Held, der sommerliche Gott, der Herrscher und Allwalter der Asen, der Frühling, der den Sonnenhirsch mit Gold beladen läßt und die gefangene Jungfrau Spange befreit. Wie Wodans Roß mit dem Huf die Quelle aus dem Boden schlägt, so läßt Oswald mit einem Fußtritt Wasser aus dem Felsen strömen, das heißt hier, der Frühling befreit die Quellen vom Eise und läßt sie wieder fließen. Auch noch der grüne Anger über seinem Grabe, mitten im verdorrten Land, und die Genesung der Kranken und Siechen im Grünen Anger verraten den Winterbezwinger und heilenden Frühling und Wodan. Die funkelnden Werke seiner Goldschmiede erinnern zärtlich an die Gaben und Blumen des Frühlings, die Karfunkelsteine seiner Schiffe an die hellen Sommernächte, und der aufs neue mit Gold beladene Hirsch an die blendende Sommersonne. Gleicherweise ist der Adler aus rotem Gold auf dem Gipfel des Zeltes die Sonne. Er sitzt ursprünglich wie der Sonnenhirsch am Gipfel des Weltenbaums. Wir finden ihn wieder in Wodans Saal: „ein Wolf hängt vor dem westlichen Tor, über ihm dräut ein Aar." Der Adler auf dem Zelt Oswalds ist wohl derselbe, der auch in Aachen auf der Spitze des Palastes Karls des Großen stand. Der Schmuckname Jungfrau Spange bezeichnet dichterisch die Frühlingserde als ein Geschmeide. In einer Sage gehörte die spröde, vereiste Erdgöttin Rinda, bei der sich Wodan auch als ein Goldschmied eingeführt hatte, abwechselnd dem winterlichen und sommerlichen Gotte an. — Jungfrau Spange und ihre Mägde sprengen die Türen des Turms mit einem Gebet. Nach einer litauischen Sage war die Sonne von einem mächtigen

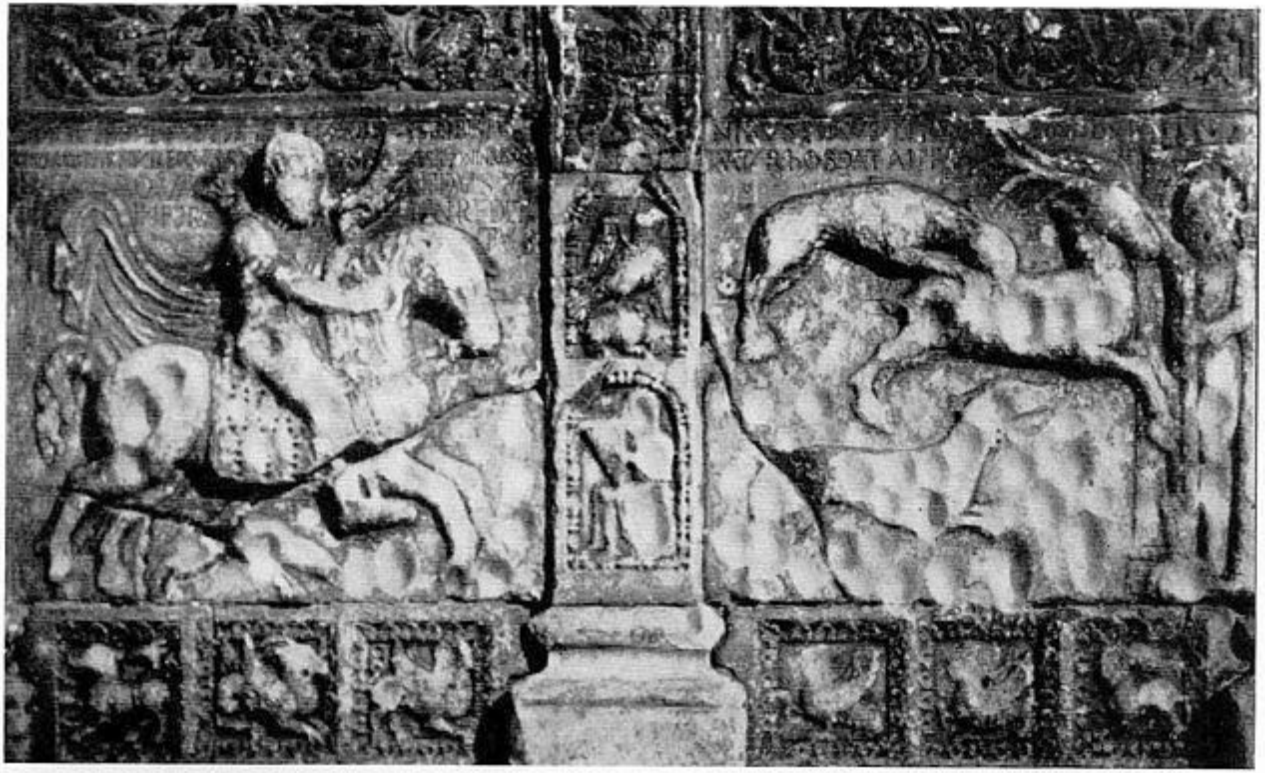

Abb. 41: Dietrich von Bern verfolgt den Hirsch, der ihn in die Hölle lockt / Relief

König in einen Turm gesperrt worden, die Asinnen sprengten ihn und befreiten die Sonne.

Das Herkommen des sprachkundigen und weisen Raben Oswald ist leicht erkennbar. Zwei Raben sitzen auf den Schultern Wodans und flüstern ihm alles ins Ohr, was sie sehen, hören und wissen. Von den wissenden Schicksalsfrauen in Vogelgestalt war schon die Rede. In manchen Märchen sind aus den beiden Raben Wodans zwei Tauben geworden, die auf den Schultern des Papstes sitzen und ihm ins Ohr sagen, was er tun soll. Täglich sendet der Gott seine Raben aus, die Zeit zu erforschen. Von Oswalds Raben heißt es, daß er sogar Latein reden kann und zweiundsiebenzig Länder, das ist die ganze Welt, kennt.

Im Brauchtum spielt Oswald als Wetterherr und Ernteheiliger eine große Rolle und beweist auch hier sein Herkommen von Wodan. Wenn die Felder abgeerntet sind, bindet man aus den letzten Garben eine Strohpuppe, die Wode, Wod, Waul, Wauden, Aswal, Oanswald, Oswald oder einfach „der Alte", der „Olle" genannt wird. Die Schnitter tanzen einen Reigen um den Strohmann oder knien im Kreis herum und sagen: „Hl. Oswald, wir danken dir, daß wir uns nicht geschnitten haben!" In Bayern umwand man ihn mit Feldblumen und hielt vor ihm ein Dankgebet ab. Auch schlingt man drei Halme zu einem Knoten und spricht: „Das ist für den heiligen Oswald!" In Mecklenburg war es noch im 18. Jahrhundert Brauch, bei der Ernte am Rande des Roggenfeldes ein Büschel Halme stehen zu lassen und dieses mit Bier zu besprengen. Die Schnitter schlossen einen Kreis darum, hoben die Sichel hoch und sprachen dreimal: „Wode, hole deinem Roß Futter; nun Distel und Dorn, im nächsten Jahr besser Korn." Das Schnitterbier aber hieß Wodelbier. Der Erntedank an den sommerlichen Wetterherrn Wodan und an Oswald, der im Zorn das Getreide niederschlägt, umschließt zugleich die Bitte um Segen für das nächste Jahr, und da reichlicher Winterschnee eine gute Ernte verspricht, gilt die Bitte auch dem winterlichen Gotte, dem wilden Jäger, dem Wod und Heidenkönig, die ja alle nur die andere Seite der sommerlichen Gottheit darstellen. Oswald geht im Brauchtum in den hl. Mäha, das ist Mäher, über, der wie Oswald an den gewaltigen Mäher Wodan erinnert. Die drei funkelnden Sterne am Gürtel des Orions werden bald als der Stab des Gottes, bald als Pflug, bald als Spinnrocken, bald als die heiligen drei Mäher vorgestellt, die dem Walter des Sonnengoldes und des Vollmondsilbers innig verwandt sind. In Tirol, wo es viele Oswaldskirchen und Feldkapellen des hl. Oswald gibt, heißen die Almenrosen oft Oswaldsrosen und der Almenrausch Oswaldstaude. An den grünen Anger über dem Grabe Oswalds mitten im verdorrten Land erinnernd, versteckte man hoch auf dem Granitgebirge, wo fast immer Schnee liegt, das Bild des Heiligen zwischen Almenrosen und zog am 5. August mit dem Kreuze hinauf zu dem heiligen Wetter- und Ernteherrn.

Es wäre noch viel Bemerkenswertes anzuführen, um die Überlieferung deutscher

Mythen in der Legende des hl. Oswald und in dem Brauchtum, das mit seinem Namen verknüpft ist, noch deutlicher zu machen und Wodans unerkannte Wanderschaft durch viele fremde Jahrhunderte zu beschreiben. Unter allen seinen Verkleidungen aber ist die als hl. Oswald am durchsichtigsten und so bezaubernd, daß der Verdacht rege wird, der alte geheimnisvolle Waller habe sich als letztes wunderbares Meisterstück von seinen zwölf Goldschmieden auch noch den goldenen Heiligenschein anfertigen lassen, der ihn in den Ruf gebracht hat, ein Heiliger zu sein.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß die Legende vom hl. Oswald in ihrem Kern den ewigen Schöpfungsmythus von Geburt und Grab birgt, vom Werden und Vergehen, vom hellen und dunklen Zwillingsbruder, vom lichten Helden und vom Tod als Bewahrer und Hüter des Unsterblichkeitstrankes. Das uralte ewige Märchen vom Kampf des lichten Helden mit dem Drachen und der Befreiung der Jungfrau wird immer neu und anders erzählt und bleibt doch immer das gleiche, es wechseln nur die Namen, die Kulissen, das glänzende Zubehör, die Künste des Fabulierens und die heidnischen und christlichen Erzähler. Mögen die Gegensatzpaare Siegfried und der Lindwurm, Dietrich von Bern und der Riese, Oswald und der Heidenkönig, Georg und der Drache, Michael und Luzifer, Frühling und Winter, Vollmond und Neumond, Gut und Böse usw. heißen: in jedem Zwillingspaar sind leise und fast nur wie eine unnennbare Erinnerung die Züge aller anderen Zwillingspaare und in jedem Märchen der innerlichste Glanz aller anderen Märchen enthalten. Mythen, Götter, Sinnbilder und Märchen darf man nicht eindeutig beim Wort nehmen, denn ihr Geheimnis ist tausendfältig wie die Schöpfung selbst und ihr Sinn, in tausend Geschöpfen lebendig, immer schwebend und, wenn man ihn fest ins Auge fassen will, verschwebend.

Abb. 44: Oswald und der Waller / Holzschnitt 1488

10

Der Unſterblichkeitstrank

Die Religion eines Volkes iſt eng verknüpft mit den Reichtümern ſeiner Überlieferung, mit der mythiſchen Kunde von der Schöpfung und mit den Sagen von ſeinen Ahnen und ſeinen Helden. Die Überlieferung von Mund zu Mund, von Geſchlecht zu Geſchlecht, bewahrt den geiſtigen Beſitz eines Volkes als ſtets gegenwärtig und ſtets gültig auf: als Mythus, Sage, Lied, Märchen, Sitte und Brauch. Einige wenige Leitmotive, aus der Weſensmitte des Volkes gewachſen, genügen, dieſen Beſitz in allen Wandlungen der Geſchichte zu bewahren und zu mehren. Alle geſchichtlichen Erfahrungen, Hoffnungen und Enttäuſchungen werden im Sinne dieſer wenigen Leitmotive — d. h. alſo im Sinne der eigenen Weſensmitte — gewandelt, zum Mythus, zur Sage, zur Legende, zum Märchen geformt und ſolcherart der Überlieferung einverleibt. Im geiſtigen Haushalt des Volkes haben gewiſſe Leitmotive die Aufgabe, alle naturhaften und geſchichtlichen Erfahrungen derart zu wandeln, daß ſie dem alten Überlieferungsgut einverleibt werden können. Unter der Erde, im Brunnengrund, in der Berghöhle, im Hügelgrab und Hünengrab iſt die andere Welt, in die alles Leben ſterbend eingeht und aus der es verjüngt wieder hervorgeht. Hier wohnen die Mütter, die Leben und Tod, Geburt und Grab wirken. Hier iſt die Quelle alles Lebens, der Lebenstrank. Hier wohnt der Gott des Lebens, der zugleich ein Gott des Todes iſt; hier wohnt Wodan, von hier kommt der wilde Jäger und dahin kehrt er zurück. Hier ſitzt mit ſeinen Helden Karl der Große oder Barbaroſſa oder Kaiſer Friedrich. Von hier, woher alles Leben verjüngt hervorgeht, wird auch dieſer oder jener Kaiſer einmal hervorkommen und ſeinem Volke eine neue Herrlichkeit bringen. Die großen geſchichtlichen Erfahrungen des deutſchen Volkes von ſeinen großen Kaiſern und hochgemuten Männern werden durch das Leitmotiv von den unterirdiſchen Müttern und der Erneuerung des Lebens im Schoß der Erde gewandelt und aus ihrer Geſchicht-

lichkeit, d. h. Vergänglichkeit herausgenommen und in den altersloſen Raum der mythiſchen Überlieferung geſetzt. Es iſt möglich, daß einſt im Volke die Erinnerung an Hindenburg ſich dem alten Leitmotiv anpaſſen und die Kyffhäuſerſage auf den großen Mann und ſein Grabmal in Tannenberg bezogen werden wird.

Die kirchliche Macht mußte, wenn ſie ihrer univerſalen Idee und ihrem Totalitätsanſpruch nicht untreu werden wollte, alle Völker bekehren, d. h. zugleich von ihren mythiſchen Quellen abſchneiden und die völkiſchen Überlieferungen wie böſes Unkraut ausrotten. Sie ſetzte an die Stelle der verſchiedenen arteigenen Überlieferungen die bibliſche Geſchichte und das kirchliche Dogma, die nun für alle Völker als die gemeinſame religiöſe Quelle und als der gemeinſame geiſtige Urſprung gelten ſollten. Gewiß hätte die kirchliche Macht, wenn es möglich geweſen wäre, auch die verſchiedenen heidniſchen Mutterſprachen ausgetilgt und wie in der Liturgie erſetzt durch eine gemeinſame von allem Heidniſchen gereinigte Sprache, die man nach der gemeinſamen Mutter aller Völker, der römiſchen Kirche, in einem neuen Sinne auch Mutterſprache hätte nennen können. Denn unſere arteigene Mutterſprache iſt doch tauſendfach Träger einer fernen vorchriſtlichen Kunde, und auch noch das kleinſte deutſche Wort enthält eine alte germaniſche Überlieferung.

Wenn es im großen und ganzen auch gelang, unſere mythiſche Kunde und Überlieferung auszulöſchen, ſo behielt doch das gemeine Volk mit ſeiner Weſensart und ſeiner Mutterſprache zugleich einige mythiſche Leitmotive, die nicht austilgbar waren, weil ſie weniger beſtimmte greifbare Inhalte als vielmehr bloße Kategorien, bloße Formen für die Mythenbildung waren. So geſchah es, daß die Leitmotive auch gewiſſe bibliſche Vorſtellungen, ſofern ſie in den Glaubensbereich des Volkes kamen, im arteigenen Sinne wandelten und dem eigenen Überlieferungsgut anglichen. Davon war in dieſem Buche die Rede.

In einer Zeit, da noch nicht das geſchriebene, ſondern das geſprochene oder geſungene Wort Träger der alten Kunde iſt, kann die Welterfahrung eines Geſchlechts nur in der Form von Sinnbildern den folgenden Geſchlechtern überliefert werden. Darum nehmen auch geſchichtliche Ereigniſſe in der mündlichen Kunde des Volkes mythiſche Formen an und werden zu Sinnbildern, denn nur ſo können ſie in der Kunde aufbewahrt und überliefert werden. Erſt wenn das geſchriebene Wort die mündliche Kunde erſetzt, kann ein geſchichtliches Ereignis in ſeiner geſchichtlichen Form aufbewahrt werden, wortgetreu und unwandelbar, freilich nicht im mythiſchen Gedächtnis des Volkes ſondern nur in ſeinem Schulwiſſen. Überlieferungswert im Sinne der Kunde iſt alſo nicht das geſchichtliche Ereignis und nicht die geſchichtliche Perſönlichkeit, ſondern allein der unvergängliche Sinn und das ewige Sinnbild des Ereigniſſes und der Perſönlichkeit, die durch ein Leitmotiv gewandelt die Form der Mythe, der Sage oder der Legende angenommen hat. Das Ereignis oder die Perſönlichkeit mögen vergeſſen werden oder in ſchriftlichen Ur-

kunden wortgetreu und leblos irgendwo in Archiven, Gelehrtenstuben und Büchern aufbewahrt sein, lebendig aber und ungeheuer gegenwärtig in allen Jahrhunderten sind sie nur in der durch das Leitmotiv gewandelten Form der Sage und Legende, als wesensgleicher Teil des völkischen Überlieferungsgutes.

Sage, Legende und Sinnbild werden also aus sehr völkischen Quellen genährt und lebendig erhalten. Im Bezirk der geistlichen Macht, von diesen Quellen abgeschnitten, müssen sie sich alsbald verkehren. Aus Sagen und Legenden werden unfruchtbare Wundergeschichten, aus Sinnbildern theologische Allegorien. Lebensbrunnen, Jungbrunnen, Lebenstrank, Drachenkampf, Sonnenhirsch als Bewahrer des Lebenstrankes usw. sind reiche füllige Mythen und Sinnbilder. In kirchlich-christlicher Blickrichtung werden aus ihnen Allegorien für theologische Begriffe. Der Lebensbrunnen wird zum christlichen Gnadenquell, der Lebenstrank zum christlichen Glauben, der Drachenkampf zum Kampf der Kirche mit dem Antichrist, der Hirsch zur Menschheit, die nach dem Quell der christlichen Gnade lechzt usw.

Sinnbilder sind Daseinsdeutungen eines Geistes, der aus der eigenen Bildwelt sich nicht hinaussehnt und Frage und Antwort im Bild des Daseins wohl schaut, aber den Sinn und die Deutung nicht denkt. Das Sinnbild will für ihn gar nicht noch etwas bedeuten, denn es ist ja als Bild selbst die Deutung. In der eigenen mythischen Ebene verharrend, verschließt sich das Bild gegen die unbildliche begriffliche Ausweitung. Die begriffliche Ausweitung und Deutung dürfen nur wir vornehmen, weil wir nicht mehr in Bildern, sondern hauptsächlich in Begriffen denken. Die Deutung liegt ja im Bild beschlossen als sein immanenter Gehalt, als sein objektiver Geist. Das Sinnbild erträgt zahllose Deutungen, nach allen Richtungen hin und verschiedenartig je nach der Geistesart des Deuters und seines Zeitalters, aber jede einzelne Deutung ist zu klein, sie deutet nur einen Teil des Sinnbildes, sie liegt immer eine ganze Oktave darunter. Umgekehrt ist die Allegorie. Ihr geht eine begriffliche Erkenntnis voran, ihr Bild ist willkürlich und zufällig. Sie könnte zahllose andere Bilder verwenden, nach allen Richtungen hin. Warum sie überhaupt zum Bilde greift, ist verständlich. Sicherlich nicht, wie sie oft hochmütig vorgibt, um sich durch ein Bild geringeren Geistern mitzuteilen oder gar sich exklusiv vor diesen zu verbergen, sondern weil ihre inneren Erregtheiten sie ungeheuer aus der eigenen begrifflichen Sphäre hinausdrängen, weil sie ihre Beruhigung erst im irgendwie Gestalteten, in irgendeiner Gestalt, in einem Bilde finden. Zahllose andere Bilder für die eine begriffliche Erkenntnis sind möglich, aber allen haftet etwas von der Armut einer bloßen begrifflichen Erkenntnis an. Sinnbild und Allegorie entsprechen sich spiegelverkehrt: hier ein Bild und ringsherum viele Deutungen, die eigentlich alle unzureichend sind; dort ein Begriff und ringsherum viele Bilder, deren Ohnmacht sichtlich ist. Die kirchlich-christliche Glaubenslehre, ihre Offenbarungen, Erkenntnisse und sittlichen Gebote sind zum großen Teil begrifflicher Art und gebrauchen als ihre Allegorien gerne eben jene Bilder, die in

der völkiſchen Überlieferung Sinnbilder waren. Es iſt leicht zu erkennen, daß ſolche kirchliche Allegorien im Vorſtellungsbereich des Volkes ſich nun wieder verkehren und wieder werden, was ſie einmal waren, nämlich Teil des mythiſchen Überlieferungsgutes. So wird der chriſtliche Gnadenquell wieder zum einfachen Lebensbrunnen und Geſundbrunnen, Maria, der Acker, aus dem das Weizenkorn Chriſti wuchs, wieder die füllige Ährenmutter, der Drachenkampf Georgs wieder der mythiſche Kampf des Frühlings mit dem Winter, der hl. Hubertus wieder der wilde Jäger, der hl. Oswald wieder der alte Erntegott uſw.

Das eine Leitmotiv von dem ewigen Werden und Vergehen der Schöpfung wirkt in den Bildern von der Allmutter Erde, von der hellen und dunklen Schickſalsſchweſter, von dem Tod als einem Jungbrunnen des Lebens und drachengleichen Behüter des Unſterblichkeitstrankes, von dem Kampf des lichten Helden mit dem ſchwarzen Drachen uſw. Mit dieſem Leitmotiv und ſeiner Wandlungskraft und Formungsgewalt überliefern unſere Vorfahren uns ihren Glauben, ihre Weistümer, ihre Welterfahrung und beſonders ihren hochgemuten Sinn. Sie überliefern uns den Mut zur Ewigkeit, den Mut, unſere eigene Vergänglichkeit gering zu achten und uns in die Reihe der Geſchlechter einzugliedern, die alle einem ewigen Werden und Vergehen hingegeben ſind. So reichen die Geſchlechter einander, aus den dunklen Brunnentiefen der Liebe und des Todes heraufgeholt, den Unſterblichkeitstrank des Volkes.

Abbildungen

Abb. 1. Der Sonnenwagen von Trundholm. Wiederhergestellte Form. Kopenhagen, Nationalmuseum.

Abb. 2. Felsbilderschiffe. Lökeberg, Kirchspiel Foß, Bohuslän.

Abb. 3. Neujahrswunsch. Holzschnitt eines oberrheinischen Meisters um 1460. Zürich, Stadtbibliothek.

Abb. 4. Neujahrswunsch. Holzschnitt eines oberrheinischen Meisters um 1455. Wien, Staatsbibliothek.

Abb. 5. Die hl. Gertrud von Nivelles. Holzschnitt um 1450. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 6. Die hl. Gertrud von Nivelles. Holzschnitt, Ulm 1475. München, Staatsbibliothek.

Abb. 7. Maria als Spinnerin. Oberdeutscher Meister um 1400. Gemälde. Berlin, Deutsches Museum.

Abb. 8. „Eyne vrucht uth deme paradise." Adam und Eva unter dem Lebensbaum. Holzschnitt aus: „Gaerde der suntheit" (Garten der Gesundheit, Hortus sanitatis). Gedruckt bei Steffen Arndes, Lübeck 1492.

Abb. 9. Liebespaar unter dem Lebensbaum. Holzschnitt aus dem deutschen Kalender, gedruckt bei Hans Schönsperger, Augsburg 1490.

Abb. 10. Lebensbaum mit den Ständen. In seinen Wurzeln der Nährstand: zwei Bauern, desgleichen in seinem Wipfel. In seiner Krone Handwerker, Kaufmann, Bischöfe, Fürsten, Papst und Kaiser. Holzschnitt aus: Petrarca, Buch von der Arzenei beider Glück, Augsburg bei G. Steiner 1532. Berlin, Staatliche Kunstbibliothek.

Abb. 11. Fortuna dreht das Lebensrad, von dem die Menschen ins Grab fallen. Der Tod schießt vom Lebensbaum, der im Lebensschiff steht, einen Menschen ab, dessen Seele als Vogel davonfliegt. Kupferstich 1464.

Abb. 12. Die Frau unter dem Kinderbaum. Sie hält die Schürze auf, ein Kind fällt kopfüber vom Baum, zwei andere hängen oben. Backform. Elbing, Städt. Museum.

Abb. 13. A. Dürer, Die Ruhe auf der Flucht. Holzschnitt aus dem Marienleben um 1502/05. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 14. Liebespaar am Lebensbrunnen. Holzschnitt eines oberrheinischen Meisters um 1475. München, Graph. Sammlung.

Abb. 15. Philipp Otto Runge, Der Morgen. Zeichnung zum kleinen Morgen. Berlin, Nationalgalerie.

Abb. 16. Lucas Cranach, Die Ruhe auf der Flucht. Holzschnitt 1509. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 17. Lucas Cranach, Die hl. Familie mit dem Engelsreigen. Holzschnitt um 1515. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 18. Neujahrswunsch. „fil god iar. und e lange lebin uhs fil iar iar fil god iar." Holzschnitt eines oberrheinischen Meisters um 1470. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 19. A. Dürer, Maria mit den vielen Tieren. Kupferstich von Aeg. Sadeler nach der Zeichnung von Dürer in der Albertina, Wien.

Abb. 20. Maria im Ährenkleid. Holzschnitt, oberdeutsch um 1450. München, Graph. Sammlung.

Abb. 21. Die hl. Familie. Holzschnitt vor 1500. Belgien.

Abb. 22. Die Sonnenfrau streut fruchtbare Fülle in das Land. Kalenderfigur aus: „Johannes Virdung, Practica", bei Steffen Arndes, Lübeck 1492.

Abb. 23. Maria Wasch. Holzschnitt aus „Montevilla", bei Barth. Kistler, Straßburg um 1500.

Abb. 24. Maria Wasch, „do wusche maria irem lieben kind die windlen ob den burnen". Holzschnitt aus: „Johannes Hildeshemiensis, Buch der Heiligen Drei Könige", bei Heinrich Knoblochtzer, Straßburg um 1480.

Abb. 25. Hans Weiditz, Die Wetterhexe. Holzschnitt aus: Petrarca, Buch von der Arzenei beider Glück, Augsburg bei G. Steiner 1532. Berlin, Staatl. Kunstbibliothek.

Abb. 26. Hans Baldung Grien, Die Parzen. Holzschnitt. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 27. Die drei Schicksalsgöttinnen. Holzschnitt aus: Wirecker, Brunellus, bei Cornelius von Zyrickzee, Köln um 1500.

Abb. 28. Drei Frauen bei der Geburt Marias. „... wie maria ward geporn." Holzschnitt aus: „Spiegel menschlicher Behaltnis", bei Anton Sorg, Augsburg 1476.

Abb. 29. Maria mit Katharina und Ursula. Metallschnitt, gedruckt bei Johann Grüninger in Straßburg um 1500.

Abb. 30—32. a) „Balthasar d'küng d'erzohe ein garten darjnn het er ein pämlin das trug den edelen basilig / dz sellb päumlin truge ein plümlin daz wz schöner denn ein roß. und miten in der plumen stund ein pelglin Und an d'nacht da maria cristum gebar / da tät sich daz pälglin auf: und floge darausse ein vogel ..."

b) „Do warde Melchior dem küng an d'christnachte ein kind geporen ..."

c) „Caspar het ein strauß erzogen d'het nach seiner gewonheyt zwej ayer gelegt. und het sy geprüt dz sy zeitig waren / da gieng aus dem ainen ay ein lamp und auß dem and'n ay ein leo / ..."

Holzschnitte aus: „Von der kindheit unnd dem leyden unsers herren Jhesu cristi ..." bei Anton Sorg, Augsburg 1491.

Abb. 33. „Wie die heiligen drey küning priester Johann erschinent in dem schloff." Holzschnitt aus: Johannes Hildeshemiensis, Buch der Heiligen Drei Könige, bei Heinrich Knoblochtzer, Straßburg um 1480.

Abb. 34. Geburt. Metallschnitt, oberdeutsch um 1430.

Abb. 35. Hans Sueß von Kulmbach, Anbetung der Könige. Gemälde 1511. Berlin, Deutsches Museum.

Abb. 36. Oberrheinischer Meister, Der hl. Georg. Schrotblatt um 1460. Nürnberg, Germanisches Museum.

Abb. 37. Hans Burgkmair, Der hl. Georg. Holzschnitt 1508. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 38. Erzengel Michael und das Wunder vor der Höhle des Garganos. Holzschnitt aus: Passional der Hylghen, bei Steffen Arndes, Lübeck 1492.

Abb. 39. A. Dürer, Michaels Kampf mit dem Drachen. Holzschnitt aus der Folge der Apokalypse. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 40. A. Dürer, Hubertus. Kupferstich. Berlin, Kupferstichkabinett.

Abb. 41. Dietrich von Bern verfolgt den Hirsch, der ihn in die Hölle lockt. Relief, Verona, St. Zeno.

Abb. 42. Tristan und Isolde. Holzschnitt aus: „Historie von Tristan und Isolde", bei Anton Sorg, Augsburg 1484.

Abb. 43. Der hl. Oswald. Holzschnitt aus dem Heiligenbuch von 1488, bei Anton Koberger, Nürnberg.

Abb. 44. Oswald und der Waller. Holzschnitt aus: „Dat levent unde dat Passional van allen hilligben", bei Steffen Arndes, Lübeck 1488.